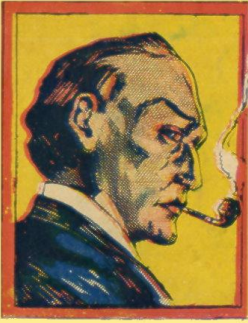


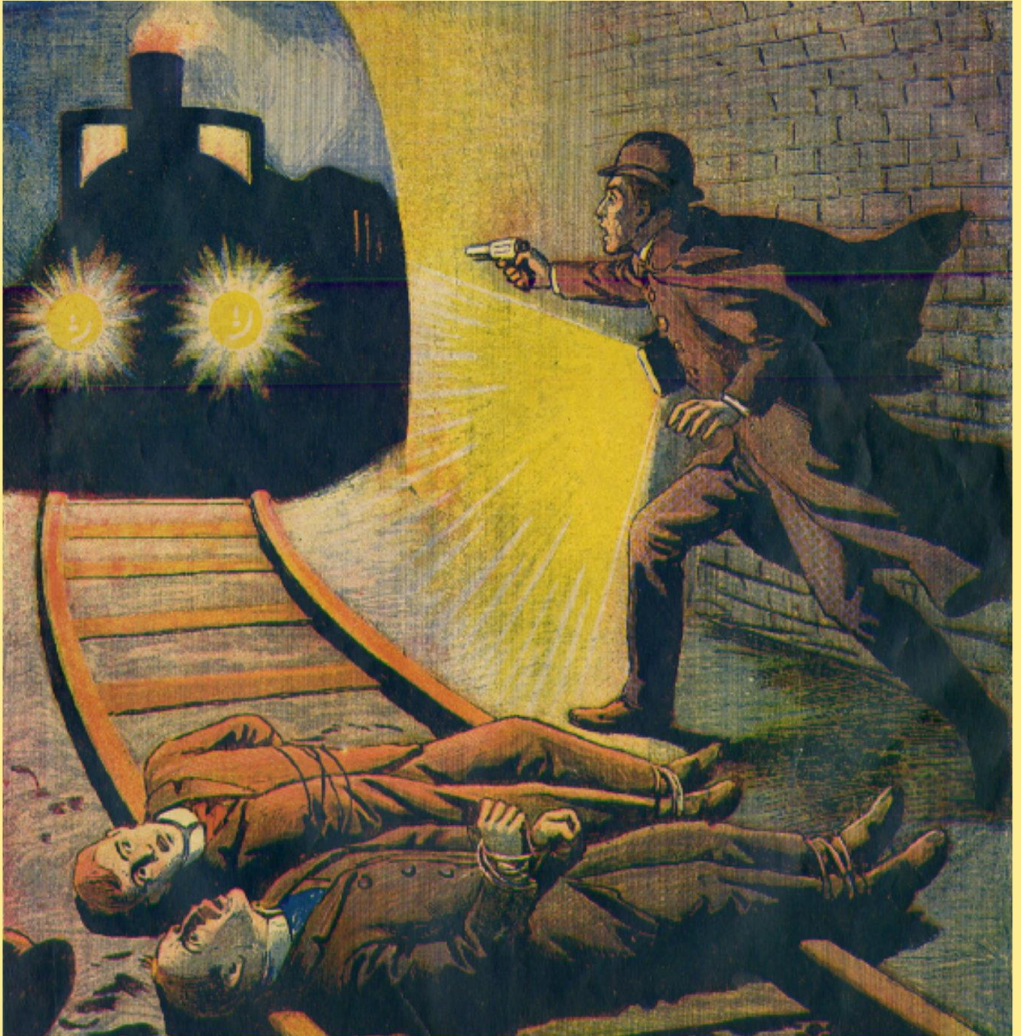
9. Band

Jeder Band ist vollständig abgeschlossen. 20 Pf. (^{20 Heller} _{30 Centimes})



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

9. Band Die Lady mit dem Kanarien-Brillant



Nur noch hundert Schritte war das eiserne Ungestüm von dem Detektiv entfernt, nur noch hundert Schritte, an welcher der Lord und Harry gefesselt und geknebelt hilflos auf den Schienen lagen.

Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

Band 9

Die Lady mit dem Kanarien-Brillant

Inhalt

1. Kapitel - Ein geheimnisvoller Straßenraub	7
2. Kapitel - Eifersucht	20
3. Kapitel - Eine zerbrochene Fensterscheibe	27
4. Kapitel - Der Schreibtisch Sherlock Holmes'	38
5. Kapitel - Mrs. Bonnets Fehltritt	52
6. Kapitel - Schlome Hersch, der Trödler	59
7. Kapitel - Der Schneemann	70
8. Kapitel - Im Höllentunnel	78
9. Kapitel - Der Kondukteur der Midland-Bahn	85

1. Kapitel

Ein geheimnisvoller Straßenraub

500 Pfund Sterling bietet Lord Canbury als Belohnung demjenigen, der den Dieb des berühmten Kanarien-Brillanten namhaft macht oder solche Nachweise erbringt, dass man des Täters habhaft werden kann.

Am 7. des Monats zwischen 9 und 10 Uhr abends wurde der Kanarien-Brillant, der sich auf einer goldenen Brosche befand, der Lady Diana Canbury, der Gemahlin des Lords, geraubt, in dem Augenblick, als sie in ihrer Equipage zum Ball des Herzogs von Connaught fuhr.

Der Wagen passierte um diese Zeit, vom Palais Lord Canburys in der Piccadilly kommend, die Regent Street und befand sich an der Ecke dieser und der Oxford Street, als plötzlich, begünstigt von der in dieser Nacht herrschenden Dunkelheit und der nebligen Witterung, der Wagenschlag geöffnet wurde und ein Mann, in einen Mantel gehüllt, auf dem Kopf einen großen Schlapphut, blitzschnell zu der Lady in den Wagen hineinsprang.

Mit der einen Hand der zu Tode erschreckten Lady einen Revolver vorhaltend, griff der Räuber mit der anderen nach der Brosche mit dem Kanarien-Brillant, welche an der Brust der Lady prangte. Er riss die Brosche so ungestüm vom Kleid, dass der Stoff an dieser Stelle zerrissen wurde und sprang dann wieder aus dem Wagen hinaus.

Der Überfall wurde so schnell und gewandt ausgeführt, dass der Kutscher und der Diener, die sich auf dem Bock des Wagens befanden, nichts von dem merkten, was im Inneren des

Gefährtes vorging.

Die Lady aber fand man bewusstlos, als der Wagen auf der Rampe des Palais Connaught vorfuhr und der Portier den Wagenschlag öffnete.

500 Pfund Sterling Belohnung für die Ergreifung des Täters.

1000 Pfund Sterling für die Herbeischaffung des kostbaren Schmuckstückes.

Ein Riesenplakat aus schwarzen Lettern auf rotem Grund machte diese verlockende Versprechung den Bewohnern von London bekannt und prangte an allen Ecken der Weltstadt während des ganzen 6. Februars und der darauffolgenden Tage.

Dichte Menschenhaufen umstanden natürlich die Zettel und wurden nicht müde, über den Fall zu reden, den man übrigens aus den Zeitungen bereits zur Genüge kennengelernt hatte.

Es handelte sich hier nicht nur darum, dass ein frecher Raub mitten im elegantesten Viertel von London ausgeführt worden war, nicht nur darum, dass das Verbrechen an einer hochstehenden, in der Gesellschaft wohlbekanntem Persönlichkeit verübt worden, sondern auch der geraubte Gegenstand selbst erregte das höchste Interesse. Um seinetwillen geriet ganz London in fieberhafte Aufregung und wünschte nichts sehnlicher, als dass der Räuber so bald als möglich verhaftet werden möge.

Der Kanarien-Brillant der Lady Canbury gehörte nämlich zu den bekanntesten Edelsteinen der Erde.

Und wie die Engländer stolz sind auf ihre Flotte, auf den Riesenumfang Londons, auf ihren Geschäftsbetrieb in der City und auf ihre Fußballspieler, die in der Welt nicht ihresgleichen haben, so gehörte auch der Kanarien-Brillant zu den Gegen-

ständen, welche gewissermaßen als Nationaleigentum betrachtet wurden, und für die jeder Engländer eine gewisse Ehrfurcht hegt.

Kanarien-Brillanten sind im Großen und Ganzen im Diamantenhandel nicht sehr angesehen. Der feine, gelbliche Glanz mindert sogar den Wert des Steines herab, denn ein Brillant soll ein weißes oder bläuliches Licht erschimmern lassen.

Aber unter dem *Kanarien-Brillant* wurde einer der seltensten Edelsteine verstanden, die in den letzten dreißig Jahren gefunden worden sind.

Es war ein Stein von der Größe einer welschen Nuss. Er hatte nicht jenen fahlen, gelben Schimmer, um dessentwillen die Diamantenhändler und Juweliere einen Brillanten gewöhnlich als eine *Kanarie* bezeichnen, sondern dieser Stein erglühete in einem zitronengelben Schein, dessen Feuer ein so großes und gewaltiges war, dass es das aller anderen Edelsteine überstrahlte.

Hierzu kam noch, dass der Kanarien-Brillant einen wirklich künstlerischen und großartigen Schliff erhalten und durch denselben fast kein Karat eingebüßt hatte. Schließlich trug zur Popularität dieses Steines in England auch der Umstand bei, dass der Kanarien-Brillant in den Minen von Kimberley gefunden wurde, und dass er sich im Besitz einer der höchsten und angesehensten aristokratischen Familien Englands befand.

Man sah es also als ein Nationalunglück an, dass der Kanarien-Brillant verloren gegangen war, dass dieser Stein, der sich bisher in so guten und feinen Händen befunden hatte, plötzlich in die Hände eines Räubers, eines Wegelagerers gefallen sei.

Im Haus Lord Percy Canburys herrschte natürlich die größte

Bestürzung.

Ganz besonders war der Lord wie vor den Kopf geschlagen, denn er behauptete, dass der ungeheure Vermögensverlust, der mit dem des Brillanten verbunden sei, ihn nicht so sehr ergreife, als der Umstand, dass dieser Kanarien-Brillant sich von dem ersten Augenblick an, da er gefunden worden war, in seiner Familie befunden hätte, und dass der Edelstein ihm und seinen Eltern Glück gebracht hätte.

Noch mehr als ihr Gemahl schien Lady Diana Canbury unter dem Vorfälle zu leiden.

Bei ihr kam noch hinzu, dass der Schreck, den der freche Raub ihr eingeflößt hatte, immer noch in ihr nachzitterte.

Nun, am 10. des Monats, also drei Tage nach ihrem Abenteuer an der Ecke der Regent und Oxford Street, hatte Diana zum ersten Mal wieder das Bett verlassen können. Bleich und niedergeschlagen lag die wunderschöne, junge Frau, die kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, in ihrem Boudoir in einem Schaukelstuhl ausgestreckt und hielt die Augen halb geschlossen, als könnte sie nicht in die Sonne sehen, als wäre sie so müde, dass sie am liebsten schlafen und gar nicht mehr erwachen wollte.

»Mylady«, rief eine Stimme von der Tür her, »ich bitte um Verzeihung, wenn ich gegen Ihren Befehl einzutreten wage, aber Lord Canbury wünscht Ihnen mit einem Herrn seine Aufwartung zu machen.«

»Mein Gatte?« Die junge Lady zuckte leicht zusammen, und über ihr Antlitz flog ein Schatten; dann rief sie: »Nancy, sagen Sie meinem Gatten, dass es mir ein Vergnügen sein wird, ihn zu empfangen.«

Eine halbe Minute später wurde die Tür geöffnet, und Lord

Canbury trat mit einem Herrn ein, dessen lange hagere Figur in einen Salonzug gehüllt war.

Lord Canbury mochte sieben oder acht Jahre älter sein als seine Gemahlin. Er war eine echt aristokratische Erscheinung, ein wenig schmalbrüstig, aber sehr elegant gebaut, mit hübschem, ausdrucksvollem Gesicht, auf dessen Oberlippe ein nach englischer Sitte kurz gehaltener, blonder Schnurrbart saß.

Während der Herr im Salonrock ein wenig zurückblieb und die Zeit benutzte, um mit neugierigen Blicken die Einrichtung dieses Zimmers zu mustern, eilte der Lord auf seine Gemahlin zu, ergriff ihre Hand und führte sie galant an seine Lippen.

»Ich hoffe, meine teure Diana, dass du dich heute etwas wohler findest. Doktor Oven versicherte mir, dass der Fieberanfall, der dich heimgesucht hat, glücklich vorübergegangen ist, und meint, dass dir nun Ruhe, absolute Ruhe wohlthun würde.«

»Doktor Oven hat recht«, sagte Diana mit leiser, lieblich klingender Stimme, »und deshalb hättest du besser getan, mein teurer Percy, allein zu mir zu kommen. Wer ist dieser Fremde? Ich kenne ihn nicht, ich habe ihn niemals gesehen und befinde mich jetzt gewiss nicht in der Stimmung, irgendwelche Bekanntschaften machen zu wollen. Schicke ihn fort, Percy, mich peinigt der Anblick eines fremden Mannes.«

Aber Lord Canbury schien nicht willens, der unter den obwaltenden Umständen berechtigten Nervosität seiner Gemahlin Rechnung zu tragen. Er beugte sich über sie herab und flüsterte ihr in das Ohr: »Dieser Mann ist der einzige, der vielleicht imstande ist, uns unseren geraubten Kanarien-Brillanten wieder zu verschaffen; denn er ist – Sherlock Holmes, der berühmte Detektiv.«

Kaum hatten diese Worte das Ohr der Lady erreicht, als ihre

Augen sich weit öffneten. Es war nicht klar zu unterscheiden, ob der Ausdruck, der diese schönen, veilchenblauen Augen erfüllte, der des Schreckens war oder freudigen Erstaunens.

»Sherlock Holmes – dieser Herr ist Sherlock Homes?«, rief die Lady und richtete sich langsam aus dem Schaukelstuhl empor. »O, verzeihen Sie, mein Herr, dass ich so unartig war, Sie bisher nicht zu begrüßen. Ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen und hätte nur gewünscht, dass die Veranlassung für dieselbe eine angenehmere gewesen wäre.«

»Es ist nun einmal mein Beruf, Mylady«, antwortete Sherlock Holmes, indem er die schmale weiße Hand, die sich ihm entgegenstreckte, mit einer gewissen Ehrerbietung ergriff, »immer dort zu erscheinen, wo etwas fehlt, etwas nicht klappt – und wo die Menschen sich gewöhnlich in Bestürzung und in Trauer befinden.«

Im Übrigen freut es mich von Herzen, dass es sich hier nur um eine Bagatelle handelt.«

»Wie, mein Herr, Sie nennen den Kanarien-Brillanten eine Bagatelle?«, rief Lord Canbury überrascht, »wissen Sie auch, dass dieser seltene Brillant einen Wert von zwanzigtausend Pfund Sterling¹ hatte? Denn so hoch wurde der Stein von Kennern bewertet.«

»Ich glaube«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, indem er die Lady fest anschaute, »dass das Leben Ihrer reizenden jungen Gemahlin für Sie einen unschätzbaren Wert besitzt, wenn Sie bedeuten, Mylord, dass das Leben der Lady in der allergrößten Gefahr schwebte, dass der Räuber, der in so unglaublich frecher Weise mitten in einer überaus belebten Gegend zu

¹ Ungefähr vierhunderttausend Mark

Ihrer Gattin in den Wagen sprang, vielleicht auch noch die Lust zu anderem hätte verspüren können, dann – sind Sie entschieden sehr billig davongekommen.«

»Ich danke Ihnen für diese Auffassung, Mr. Sherlock Holmes«, erwiderte die Lady, indem sie dem Detektiv noch einmal die Hand drückte, »ja, Sie haben recht, mein Leben und meine Ehre schwebten in der höchsten Gefahr, und noch jetzt, wenn ich daran denke – o mein Gott, es war zu schrecklich.«

Ein Zittern überlief den Körper der schönen, jungen Frau. Hastig wandte sie sich ab und schwankte wieder zu dem Schaukelstuhl zurück, auf den sie sich leise weinend niederließ.

»Schonen Sie die Nerven meiner Gattin«, bat der Lord, »Sie sehen, die Lady ist noch auf das Tiefste erregt.«

»Ganz recht«, antwortete Sherlock Holmes, »aber, Sie können zu einem Arzt, der nur durch eine Operation eine gefährliche Krankheit bannen kann, nicht sagen: Schneiden Sie nicht, Doktor. Geschnitten muss unbedingt werden, und es ist nur die Geschicklichkeit des Doktors, die Messer nicht zu zeigen.«

Dann ließ sich Sherlock Holmes auf einem Sessel gegenüber dem Schaukelstuhl nieder, während der Lord an die Seite seiner Gemahlin trat.

»Wollen Sie die Güte haben, mir einige Fragen zu beantworten?«, nahm Sherlock Holmes das Wort. »Sie können sich wohl denken, Mylady, dass ich nicht zum Ziel gelangen kann, solange ich bezüglich des Verbrechens im Dunkeln tappe. Licht aber können eigentlich nur Sie darüber verbreiten, denn Sie sind die einzige Zeugin des ganzen Vorfalls.«

»Fragen Sie nur«, hauchte die schöne, blonde, junge Frau, »soweit ich mich erinnern kann, werde ich Ihnen gewiss gerne

antworten.«

»Haben Sie, bevor Sie sich zum Ball beim Herzog von Connaught ankleiden ließen, irgendeiner Person gegenüber die Absicht ausgesprochen, sich an diesem Abend mit dem Kanari Brillanten zu schmücken?«, fragte Sherlock Holmes.

»Niemand wusste darum ein Sterbenswort«, antwortete die junge Lady mit einer gewissen Feierlichkeit. »Mir selbst fiel es – unglücklicherweise, gewissermaßen – erst im letzten Moment ein, dass zu meiner Toilette der Kanari Brillant vorzüglich passen würde. Ich ließ daher Lord Percy zu mir bitten und bat meinen Gatten, mir den Brillanten zu geben.«

»Sie hielten also das Schmuckstück nicht unter eigenem Verschluss?«

»Gewiss nicht – alle Familienbrillanten, welche wir besitzen, befinden sich in einem eigens hierzu erbauten Schrank.«

»Ich werde Ihnen denselben nachher zeigen, Mr. Sherlock Holmes«, sagte der Lord. »Schon mein Vater hat dieses Behältnis in die Mauer seines Schlafzimmers einbauen lassen, und, wie er ganz allein die Schlüssel zu diesem Schrank führte, so verfüge auch nur ich über dieselben. Als meine Gemahlin mich an jenem verhängnisvollen Abend bat, ihr den Kanari Brillanten herauszugeben, kam ich natürlich sofort ihrem Wunsch nach, und ich selbst war ihr behilflich, den Diamanten an der Taille ihres Kleides zu befestigen.«

»Wurde die Brosche, die den Kanari Brillanten trug, nur durch eine gewöhnliche Nadel gehalten oder hatte sie eine Sicherheitskette?«

»Sie hatte eine Sicherheitskette«, gab die Lady zur Antwort. »Derartige Schmuckgegenstände verankert man möglichst fest. Aber was wollen Sie tun, Mr. Sherlock Holmes, wenn auf

so brutale Art Gewalt gebraucht wird, der man völlig ahnungs- und wehrlos gegenübersteht?«

»Haben Sie die Güte und erzählen Sie jetzt weiter«, bat der Detektiv. »War Ihre Zofe dabei, als Sie das Schmuckstück anlegten?«

»Nein, Nancy befand sich nicht im Zimmer. Sie hörten soeben, Mr. Sherlock Holmes, dass mein Mann selbst mir den Brillanten ansteckte. Er war mir auch behilflich, meinen Abendmantel anzulegen, und daher kann ich wohl behaupten, dass nicht einmal Nancy, meine Zofe, wusste, dass ich an diesem Abend den kostbaren Brillantschmuck trüge.«

»Eine sehr wichtige Frage: Warum fuhren Sie allein in der Equipage zum Ball des Herzogs von Connaught? Warum ließen Sie sich nicht von Mylord begleiten?«

Ein wehmütiges Lächeln umspielte die Lippen der Lady. »Sehen Sie, Mr. Sherlock Holmes, das ist die Eitelkeit der Frauen, die so viel Böses in der Welt hervorbringt. Zu Bällen oder großen Gesellschaften pflegen wir gewöhnlich nicht gemeinsam zu fahren, aus dem einfachen Grund, weil die Toilette so nicht zerdrückt wird. Auch hatte Percy an diesem Abend einen wichtigen Brief zu schreiben und bat mich daher, vorauszufahren. Er wollte mir aber in spätestens zehn Minuten folgen, was auch geschah.«

»Sind der Kutscher und der Diener zuverlässig, welche Ihren Wagen begleiteten, Mylady?«

»Sie sind beide über jeden Zweifel erhaben«, gab an Stelle seiner Gattin der Lord zur Antwort. Beide Leute waren schon unter meinem Vater bedienstet, beziehen ein sehr anständiges Salär und würden sich natürlich hüten, sich in ein derartiges Abenteuer einzulassen. Für ihren Charakter könnte ich volle

Bürgschaft übernehmen.«

»Ist es aber nicht ein wenig unglaublich, dass Kutscher und Diener auf dem Bock nichts gehört haben sollen? Bedenken Sie, der Kutschschlag wird aufgerissen, im Wagen spielt sich ein ganzes Drama ab – und Kutscher und Diener hören keinen Laut.«

»Sie haben ganz gewiss nichts gehört«, erwiderte die Lady, »denn alles ging ja so schnell und vollzog sich auch ganz lautlos. Sie kennen vielleicht die Stelle, Mr. Sherlock Holmes, an welcher die Regent Street in die Oxford Street mündet?«

»Ich kenne sie«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, »die Passage ist ziemlich eng, sodass höchstens zwei Wagen dort nebeneinander fahren können.«

»Ganz recht. Meine Equipage war genötigt, dem Trottoir außerordentlich nahe zu kommen. Die Nacht war finster und neblig, man sah kaum das Licht der Wagenlaternen und das auch nur wie durch einen dichten, dunklen Schleier.

Ich lehnte in den Polstern meiner Equipage und dachte an – nun woran denkt eine junge Frau, wenn sie einem Ball entgegenfährt? Vielleicht träumte ich von den Triumphen, die mir auf dem Ball des Herzogs von Connaught beschieden sein würden, vielleicht dachte ich auch gerade an meinen Percy – da plötzlich wird auf der linken Seite in der Fahrtrichtung der Kutschschlag blitzschnell geöffnet. Bevor ich noch darüber nachdenken kann, weshalb dies geschieht, lässt sich ein Mann neben mir nieder. Im nächsten Moment sehe ich einen Revolver vor mir aufblitzen, und eine Stimme flüstert mir die Worte zu: »Einen einzigen Laut, Mylady, einen Schrei oder eine Bewegung – und Sie sind des Todes.«

Natürlich war ich vor Schreck wie gelähmt und, wenn ich

auch wirklich hätte wollen, hätte ich gar keinen Schrei ausstoßen können, der Laut wäre auf meinen Lippen erstorben. Da fühle ich, wie die Hand des Räubers nach meiner Brust greift, ich werfe mich entsetzt zurück, denn ich fürchte etwas Entsetzliches, und ich empfinde es beinahe als eine Erlösung, eine Wohltat, als ich in der nächsten Sekunde merke, dass es diesem Mann nur darauf angekommen sei, mir den Kanari Brillanten von der Brust zu reißen. Das war ihm in weniger als zwei Sekunden geglückt. Wohl leistete der Stoff meiner Taille Widerstand, wohl tat die Sicherheitskette ihre Pflicht, aber die Bewegung, mit welcher der Räuber an der Brosche zerrte, war eine so ungestüme, so kraftvolle, dass ein großes Stück der Taille mit der Brosche abgerissen wurde und der Bandit das Kleinod sofort frei in der Hand hielt. Dann stieß er hinter sich mit dem Fuß den Wagenschlag auf, stieg, immer noch den Revolver auf mich richtend, hinaus und drückte den Schlag von außen in das Schloss.

Ich hörte nichts mehr, ich sah nichts mehr. Meine Sinne umnachteten sich. Ich erwachte erst im Palais des Herzogs von Connaught, wo meine Freunde mich mit entsetzten Gesichtern umstanden und wo mein Percy sich über mich neigte, um mich mit zitternder Stimme zu fragen, was geschehen sei.«

»Ich danke Ihnen für diese anschauliche Erzählung des Verbrechens«, antwortete Sherlock Holmes, indem er seine großen, dunklen Augen fest auf dem Gesicht der Lady ruhen ließ. »So ist es wohl möglich, dass Kutscher und Diener nichts gehört haben. Aber dürfte ich Sie nun vor allen Dingen bitten, mir die Taille zu zeigen, die Sie an jenem Abend getragen haben?«

»Mit Vergnügen, Mr. Sherlock Holmes, Nancy soll Ihnen so-

gleich die Taille bringen. Percy habe doch die Güte und drücke auf die elektrische Glocke, damit die Zofe kommt.«

»Ich bitte, tun Sie es nicht«, rief Sherlock Holmes dem Lord hastig zu, »ich lege Gewicht darauf, dass niemand in diesem Haus meine Anwesenheit vermutet. Zofen aber sind scharfblickend, und ich bitte Sie daher, sich der kleinen Mühe zu unterziehen, Mylord, und mir aus dem Toilettezimmer Ihrer Gemahlin die Taille selbst zu holen.«

»Wahrhaftig, ich habe noch niemals das Toilettezimmer meiner Frau betreten«, entgegnete der Lord mit einem Lächeln, »aber wir befinden uns einem so außerordentlichen Fall gegenüber, dass ein Lord Canbury auch einmal Zofendienste verrichten kann. Nicht wahr, meine Liebe, durch diese Tapezentür da geht es in das Toilettezimmer?«

»Da gelangst du zuerst in einen kleinen Raum, in welchem ich mich gewöhnlich frisieren lasse«, antwortete die Lady, »aber hinter diesem liegt das Toilettezimmer. Du wirst die Taille ohne Mühe finden, teurer Freund, denn ich habe Nancy befohlen, die ganze Toilette, die ich an jenem Abend getragen habe, nicht beiseite zu räumen. Sie liegt wahrscheinlich auf einem der Tisch im Toilettezimmer.«

Der Lord entfernte sich, und kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, als Sherlock Holmes sich lautlos von seinem Sessel erhob, sich tief auf die im Schaukelstuhl lehrende Lady herabbeugte und ihr die Worte zuflüsterte: »Erschrecken Sie nicht, Mylady. Der Räuber des Kanarien-Brillanten ist gefunden. Er steht vor Ihnen. Ich war der Mann im Mantel mit dem Schlapphut, der zu Ihnen an der Ecke der Regent Street und Oxford Street in den Wagen sprang. Ich habe Ihnen Ihr Kleingeld entrissen.«

Die Lady fuhr mit einem leichten Schrei empor. Aus weit geöffneten Augen starrte sie Sherlock Holmes an, mit einem Blick, der ihm nur zu deutlich sagte, was auch ihre Lippen hervorstießen: »Sie sind wahnsinnig, Mensch, oder Sie sind nicht wirklich Sherlock Holmes, der Detektiv.«

»Ich bin Sherlock Holmes«, lautete hierauf die Antwort des Mannes mit dem bartlosen, scharfgeschnittenen Gesicht und den durchdringenden grauen Augen, »und ich wiederhole Ihnen noch einmal: Ich bin der Räuber Ihres Kanarien-Brillanten.«

Doch können Sie wohl entnehmen, Mylady, dass ich mich wahrlich nicht bereichern wollte«, fuhr Sherlock Holmes fort, während er blitzschnell einen Blick nach der Tür warf und sein Haupt ein wenig zur Seite neigte, um zur rechten Zeit die Schritte des zurückkehrenden Lords zu hören. »Ich wollte Sie nicht wirklich berauben, ich wollte Sie retten.«

»Sie mich retten?«

»Ja, still, der Lord weiß alles. Er wusste, dass Ihnen an jenem Abend, als Sie den Wagen bestiegen, ein Liebesbrief von Fred Archer zugesteckt worden war.«

»Barmherziger Gott, Mr. Sherlock Holmes, ich werde wahnsinnig vor Entsetzen!«

»Still, beherrschen Sie sich – die Gefahr ist vorüber. Der Lord folgte Ihnen in einem zweiten Wagen auf dem Fuße, er wollte Sie einholen und hätte in dem Augenblick, in welchem Sie das Palais des Herzogs von Connaught betraten, Ihnen durch einen Griff in den Busen den Liebesbrief abgenommen.«

Die Lady schwankte, sie musste sich an der Lehne des Schaukelstuhles halten, um nicht umzusinken, so völlig hatte sie das eben Gehörte niedergeschmettert.

»Da war keine Zeit zu verlieren. Da ich um die Gefahr wusste, in der Sie schwebten, sprang ich in Ihren Wagen hinein und entriß Ihnen mit dem Kanarien-Brillanten zugleich den Liebesbrief; denn leider blieb bei meinem Versuch, den Brief aus Ihrem Busen zu ziehen, der Kanarien-Brillant in meiner Hand.«

2. Kapitel

Eifersucht

Die Lady konnte Sherlock Holmes keine weitere Frage stellen, denn in diesem Moment öffnete sich die Tür und Lord Canbury betrat den Raum. Er trug eine Taille, die zu einer sehr vornehmen Balltoilette gehören musste.

»Da, sehen Sie sich das Corpus Delicti einmal an, verehrter Mr. Sherlock Holmes«, sagte der Lord, während er die Taille auf einem kleinen Marmortisch vor dem Detektiv ausbreitete. »Sehen Sie, hier hat der Kanarienbrillant gesessen. Von hier hat ihn die Hand des Räubers abgerissen.«

»Es muss eine ziemlich kräftige Hand gewesen sein«, sagte Sherlock Holmes, während er die Taille mit scheinbarer Aufmerksamkeit betrachtete. »Denn der Stoff ist ziemlich haltbar – beste chinesische Seide, die lässt sich nicht so leicht zerreißen. Ich möchte diese Taille mit mir nehmen, wenn Sie gestatten, Mylady«, wandte sich Sherlock Holmes dann an die schöne, bleiche Frau, die wie zusammengebrochen in dem Schaukelstuhl lehnte und seine Frage nur mit einem wortlosen Kopfnicken beantwortete.

»Ich danke Ihnen, Mylady. Ich bitte Sie jetzt, Mylord, lassen Sie mir durch Ihren Kammerdiener die Taille einpacken, denn ich kann sie doch nicht so, wie sie hier ist, über die Straße tragen.«

Dem Lord war es ersichtlich nicht angenehm, dass er wieder einen Auftrag ausführen sollte, den er sonst immer von einem seiner vielen Domestiken hatte ausführen lassen. Indessen sah er wohl ein, dass hier mit der größten Heimlichkeit vorgegangen werden musste, und so verließ er noch einmal das Gemach.

»Hören Sie mich an, Mylady«, raunte Sherlock Holmes Diana in demselben Moment zu, »ich will Ihnen eine Erklärung meiner Handlungsweise geben – aber nicht hier, nicht jetzt, da uns der Lord doch höchstens eine Minute allein lassen wird. Ich erwarte Sie heute Nacht um 12 Uhr in meiner Wohnung in der Baker Street 7. Damit Sie ohne Furcht den Weg antreten können, wird Sie eine halbe Stunde vor Mitternacht in einem geschlossenen Mietwagen mein Gehilfe Harry Taxon erwarten. Vertrauen Sie sich ihm vollkommen an, er wird Sie sicher zu mir führen.«

»Unmöglich«, hauchte die schöne Lady, »wie könnte ich es wagen, dieses Haus zu verlassen, da der Lord – mein Gatte – misstrauisch geworden ist. Ohne Zweifel wird er jeden meiner Schritte aufs Schärfste überwachen.«

»Lord Canbury wird sich heute Nacht nicht in London aufhalten«, entgegnete Sherlock Holmes mit einer Bestimmtheit, die ihm einen scheu fragenden Blick der Lady eintrug.

»Ich werde dafür Sorge tragen, dass er nicht in der Stadt ist. Ich erwarte Sie also mit Bestimmtheit. In meiner Wohnung werde ich Ihnen dann den Kanarienbrillanten zeigen, den wir

Ihrem Gemahl nach einigen Tagen mit einem feinen Trick in die Hände spielen werden. Auch den Liebesbrief, den ich Ihnen geraubt habe«, fügte Sherlock Holmes mit einem lautlosen Lachen hinzu, »werden Sie wiederbekommen. Das geschieht jedoch nur, damit Sie vor meinen Augen diesen verhängnisvollen Brief verbrennen, der Sie beinahe um die Ehre – um das Leben – gebracht hätte.

Und dann sehen Sie, Mylady«, fuhr Sherlock Holmes mit lauter Stimme fort, denn sein geübtes Ohr hatte leise, schleichende Schritte vernommen, die sich über den Teppich des angrenzenden Zimmers der Tür näherten, »dann sehen Sie, wird das Stück chinesische Seide, das an Ihrer Taille fehlt, ein wichtiges Beweismittel sein, denn ich hoffe, dieses Stück Seide wird sich irgendwo in London finden lassen.«

Die Tür wurde geöffnet, der Lord trat ein und überreichte Sherlock Holmes ein kleines, in Papier gewickeltes Paket.

»Das haben Sie ja prächtig zusammengerollt, Mylord«, rief Sherlock Holmes. »So kann ich die ganze Taille in meine Tasche stecken, was mir sehr angenehm ist. Freilich rollt man chinesische Seide unter Umständen auch bis zu dem Umfang eines Fingerhutes zusammen, selbst wenn es sich um zehn Meter handelt. Und nun, Mylady, leben Sie wohl. Ich bitte Sie noch einmal, sich die Geschichte nicht so zu Herzen zu nehmen, denn es unterliegt keinem Zweifel, dass wir den Kanarienenbrillanten finden werden. Ein so kostbares Stück lässt sich nicht der Öffentlichkeit entziehen. Gerade die Kostbarkeit und Seltenheit des Stückes machen es für den Räuber unmöglich, den Brillanten schnell zu verkaufen. Wenn er es wagen sollte, gehört er schon uns.«

Sherlock Holmes hatte die weiße Hand der Lady wieder er-

griffen und drückte sie herzlich.

Im selben Moment neigte Lady Diana ihr Haupt zu seinem nieder und flüsterte mit leiser Stimme: »Ich komme!«

Eine Minute später verließen der berühmte Detektiv und Lord Canbury das Boudoir der Lady Diana.

Der Lord führte seinen Gast durch eine Flucht luxuriös eingerichteter Zimmer, bis sie einen mit Teppichen belegten Korridor erreichten.

Sherlock Holmes wollte sich der Treppe zuwenden, da öffnete der Lord plötzlich eine Tür und rief dem Detektiv mit leiser Stimme zu: »Ich bitte Sie, treten Sie hier noch für einen Augenblick ein – es ist mein Arbeitszimmer – ich habe mit Ihnen zu reden.«

In diesem Augenblick dachte Sherlock Holmes: Jetzt wird er seine eigene Frau beschuldigen. Nur ruhig, denn es gilt, diesen Hieb zu parieren.

»Ich stehe zu Ihren Diensten, Mylord«, sagte Sherlock Holmes, als Lord Canbury hinter ihm die Tür geschlossen hatte. »Wenn Sie mir vielleicht noch etwas mitteilen können, was auf das Verschwinden des Kanarienbrillanten Bezug hat, so ist mir alles sehr lieb, was ich in dieser Beziehung hören kann. Aus vielen Angaben baut sich der schmale Steg zusammen, der vielleicht zur richtigen Erkenntnis führt.«

Während Sherlock Holmes diese Worte sprach, erschrak er fast über die plötzliche und furchtbare Art, mit der sich das Aussehen Lord Canburys verändert hatte.

Der junge englische Aristokrat hatte plötzlich jede Spur von Farbe aus seinem Gesicht verloren – gerade, als ob kein Blut mehr durch seine Adern lief.

Die Stirn war in Falten gelegt. Seine Augenbrauen trafen sich

über der Nasenwurzel und ein fast feindseliger, glühender Blick flammte aus seinen Augen auf.

»Mr. Sherlock Holmes«, stöhnte der Lord, »ich habe einen furchtbaren Verdacht. Ich muss ihn Ihnen mitteilen, denn Sie müssen ihn wissen.«

»So sprechen Sie, Mylord!«

»Ich lege meine ganze Ehre in Ihre Hände. O mein Gott, ich schäme mich fast, es auszusprechen, aber ich fühle, dass ich offen zu Ihnen sein muss.«

»Wenn Sie Ihre Ehre in meine Hände legen, Mylord«, rief Sherlock Holmes, »so können Sie gewiss sein, dass diese Hände viel eher mein eigenes Leben preisgeben werden, als das kostbare Gut, das Sie mir anvertraut haben.«

»Wohlan denn, so hören Sie«, rang es sich zuckend von den Lippen des Lords, »ich habe Grund zu glauben, zu vermuten, dass der Kanarienbrillant überhaupt nicht gestohlen worden ist.«

»Ah! Nicht gestohlen?«, fragte Sherlock Holmes verwundert. »Aber wie sollte er denn sonst von der Brust der Lady gekommen sein, dieser unschätzbare Brillant? Sollte er etwa verloren gegangen sein und die Lady hätte sich nicht getraut, diesen Verlust einzugestehen?«

»Ah, wenn es nur so wäre!«, sprach der Lord. »Mein halbes Vermögen, mein ganzes, würde ich für diese Brillanten opfern, Mr. Sherlock Holmes. Doch wer hat jemals das Herz seiner Frau bis auf den Grund ermessen? Welcher Mann könnte sicher sein, dass die Liebe, die sein Weib ihm zeigt, auch wirklich echt ist?«

»Eifersüchtig, Mylord?«

»Nun, ich habe Grund zur Eifersucht, Grund zum Arg-

wohn«, presste Lord Canbury mit dumpfer Stimme hervor. »Was, wenn die Lady sich dieses kostbaren Schmuckes entäußert hätte, um ihrem Liebhaber, der in finanzielle Schwierigkeiten geraten ist, zu helfen?«

»Still!«, stieß Sherlock Holmes mit ernstem Gesicht hervor und streckte die Hand empor. »Das ist ein so furchtbarer Verdacht, dass er nicht einmal ausgesprochen werden darf. Indessen, wir werden dieser Spur nachgehen, und ich glaube, wir können uns sogleich Gewissheit darüber verschaffen, ob der Argwohn berechtigt ist.«

»Wie wäre das möglich, Mr. Sherlock Holmes?«, fragte der junge Lord mit vor Aufregung stockender Stimme.

»Wenn ein Mensch den Schmuck zu Geld gemacht hat, der nicht zur Gilde der professionellen Diebe und Einbrecher von London gehört – und das ist, wenn Lady pflichtvergessen genug gewesen wäre, um den Schmuck ihrem Liebhaber zu geben, ja ganz ausgeschlossen – dann befindet sich der Kanarienenbrillant nicht mehr in London, sondern in Liverpool. Jeder Juwelier, der besonders kostbare Brillanten gekauft hat, gibt diese sofort an einen gewissen James Robin weiter. Dessen Geschäft ist es, wertvolle Brillanten – und welcher seltene Edelstein wäre nicht an der Brillantenbörse bekannt – außer Landes zu bringen. Dieser James Robin wohnt in der Market Street 211 in Liverpool. Leider ist es mir selbst unmöglich, heute Abend noch nach Liverpool zu reisen, denn Fred Förster von der Nugget Street erwartet mich heute Nacht zu einer Razzia. Es bleibt Ihnen also nichts anderes übrig, als diese Reise selbst anzutreten, denn schnell muss gehandelt werden, wenn wir Erfolg haben wollen.«

»Aber wenn ich diese Reise antrete, wird es die Lady erfah-

ren und den Liebhaber warnen.«

»Sie können nach Liverpool fahren, ohne dass die Lady eine Ahnung davon hat«, versetzte Sherlock Holmes.

»Heute um 17 Uhr geht der Expresszug nach Liverpool ab. Um 21 Uhr treffen Sie dort ein. Sie suchen Robin auf, der abends am besten zu sprechen ist, und bieten ihm eine bedeutende Summe, falls er Ihnen den Kanarienbrillanten verschafft. Um 3 Uhr nachts können Sie wieder auf dem Liverpoolsen Bahnhof sein und um 5 Uhr in Ihrem Schlafzimmer, um sich von den Strapazen auszuruhen. Damit niemand in Ihrem Haus etwas von Ihrer Abwesenheit erfährt, müssen Sie eine wichtige, langwierige Klubsitzung verschieben.«

»Ich reise nach Liverpool«, erwiderte der Lord. »Wenn ich den Kanarienbrillanten bei Robin finde, dann ...«

»Denken Sie daran, Mylord, dass unser großer Dichter die Eifersucht das *grünäugige Scheusal* genannt hat. Im Übrigen weiß ich nicht, ob ich, wenn ich eine Frau hätte und den Beweis ihrer Treulosigkeit erhielte, nicht ebenso handeln würde wie Sie, Mylord. Leben Sie wohl, Mylord. Morgen um diese Zeit werde ich mich wieder bei Ihnen einfinden.«

»Leben Sie wohl, Mr. Sherlock Holmes«, rief der Lord mit erbebender Stimme, während er ihm krampfhaft die Hand drückte. »Verlassen Sie mich nicht, denn mir ist, als hätte mich die ganze Welt verraten, und Sie – Sie wären mein einziger Freund.«

»Ich bin auch Ihr Freund, und die erste Pflicht eines Freundes ist es, jeden feindseligen Hieb des Schicksals, den er parieren kann, von dem Freund fernzuhalten. Leben Sie wohl!«

Als Sherlock Holmes bald darauf das Palais des Lords von Canbury verließ, atmete er tief auf. Dann flüsterte er leise vor

sich hin: »So hätte er sie auch getötet, wenn er am Abend des 7. den Brief Fred Archers auf ihrer Brust gefunden hätte – ich habe ihr das Leben gerettet, und vielleicht auch ihm selbst.«

3. Kapitel

Eine zerbrochene Fensterscheibe

»Hat jemand nach mir gefragt, Mrs. Bonnet?«

Mit diesen Worten betrat Sherlock Holmes sein Haus in der Baker Street, als er um 10 Uhr abends in dasselbe zurückkehrte.

»Ein Herr hat einige Male nach Ihnen gefragt«, gab die würdige Hausdame zur Antwort, »und auf Ihrem Schreibtisch liegen einige Briefe.«

»Sind dieselben durch einen Boten oder mit der Post gekommen?«

»Mit der Post, Mr. Sherlock Holmes, der kleine Paddy, der für den erkrankten Briefträger Shefferson den Dienst versieht, hat sie gebracht.«

»Ich danke Ihnen, Mrs. Bonnet. Ist Harry schon fort?«

»Soeben gegangen, Mr. Sherlock Holmes.«

»War er den ganzen Nachmittag über, wie ich ihm befohlen habe, zu Hause?«

»Den ganzen Nachmittag. Dann hat er allein das Souper genommen und sich vor einer Viertelstunde etwa entfernt.«

Sherlock Holmes nickte, dann stieg er die Treppe empor, die in das obere Stockwerk und in seine Gemächer führte. Auf der halben Treppe drehte er sich um und rief Mrs. Bonnet zu:

»Falls eine Dame kommen sollte, die sich in Begleitung Harrys

befindet, so lassen Sie dieselbe ruhig zu mir herauf. Treten Sie auch nicht aus Ihrem Zimmer, denn ich wünsche nicht, dass diese Dame in Verlegenheit gebracht wird.«

»Sehr wohl, Mr. Sherlock Holmes«, versetzte Mrs. Bonnet. »Ich denke, wir kennen uns jetzt schon mehr als zwanzig Jahre, und ich habe immer noch die Befehle, die Sie mir gegeben haben, zu Ihrer besten Zufriedenheit ausgeführt.«

»Das ist wahr«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, dann verschwand er um die Treppenbiegung, und wenige Minuten später betrat er sein Arbeitszimmer.

»Ich habe noch eineinhalb Stunde Zeit, bis Lady Diana Canbury mir die Ehre ihres Besuches schenken wird«, sagte Sherlock Holmes zu sich selbst, nachdem, er sich seines Rockes entledigt und dafür einen bequemen Hausrock angelegt hatte.

»Da ich müde bin, will ich diese Zeit benutzen, um ein wenig zu schlafen. Der Ton der Hausglocke wird mich sofort wecken, sobald mir Harry die Lady bringt. Treffen wir also unsere Vorbereitungen.«

Diese waren bei Sherlock Holmes sehr eigentümlicher Art. Er konnte nämlich nicht schlafen, wenn er nicht die Pfeife im Mund hatte. Er musste immer erst eine Pfeife Tabak rauchen, bevor er seine Nerven soweit beruhigt hatte, dass sie die völlige Abspannung des Schlafes duldeten.

Sherlock Holmes stopfte sich also seine kurze Pfeife, zündete dieselbe an, dann legte er sich auf das Sofa, und während er die Rauchwolken sinnend betrachtete, die in seltsamen Gestalten wirbelten und quirlten, sanken ihm die Augen zu, und er schlief ein.

Er schlief wirklich fest. Dabei hielt er aber beständig die Pfeife zwischen den Zähnen, und zwar so geschickt, dass niemals

auch nur der kleinste Feuerfunke aus dem Pfeifenkopf auf ihn niederfallen konnte.

Er hatte sich diese Art von Schlafen angewöhnt, weil er auf diese Weise seinen Geist und seinen Körper ausruhen ließ und doch durch das Halten der Pfeife und das geschickte Balancieren derselben immer noch in dem Zustand des Wachseins sich befand.

Tatsächlich hörte er auch jeden Ton in seinem Zimmer, jedes Geräusch auf der Straße oder vor seinem Fenster und jeden Schritt, der in seinem Haus getan wurde.

Plötzlich fuhr der Detektiv empor, richtete sich auf und sagte: »Sie sind soeben unten vorgefahren. Jetzt hebt Harry die Lady aus dem Wagen – ah, jetzt geht die Glocke. Doch, was ist das? Das ist nicht Harrys Schritt – ein Mann stürmt die Treppe in wilder Hast hinauf – Lord Percy Canbury.«

Nach einem kurzen Anklopfen wurde die Tür ohne Weiteres geöffnet, und Lord Canbury stürmte in das Arbeitszimmer Sherlock Holmes' hinein.

Es gehörte die ganze Willensstärke eines Sherlock Holmes dazu und die Kraft dieses seltsamen Mannes, niemals den Ausdruck seiner Gedanken auf seinem Gesicht widerspiegeln zu lassen, um in diesem Moment ruhig zu sein – ja, sogar dem Lord lächelnd entgegenzutreten und ihm die Hand zu reichen.

Denn ein schneller Blick auf die Stutzuhr hatte Sherlock Holmes darüber belehrt, dass sein Schläfchen ziemlich lange gedauert hatte und dass fünf Minuten auf 12½ Uhr fehlten.

Um Mitternacht aber hatte Lady Diana den Wagen bestiegen, den ihr Sherlock Holmes gesandt hatte, und es war eigentlich wunderbar, dass Harry Taxon noch nicht mit seiner schönen Begleiterin im Haus des Detektivs eingetroffen war, da doch

die Fahrt vom Palais des Lords bis in die Baker Street 20, höchstens 25 Minuten dauern konnte.

Was aber sollte daraus werden, wenn der Lord seine Gemahlin hier im Haus Sherlock Holmes' wiedersah, sie hier antraf zu einer so ungewöhnlichen Stunde? Würde er nicht mit gutem Recht eine Erklärung dafür verlangen, die dann zur Aufdeckung des ganzen Vorfalles führen konnte?

Und was zum Teufel hatte den Lord daran gehindert, wie es zwischen ihm und Sherlock Holmes verabredet worden war, mit dem 5-Uhr-Zug nach Liverpool zu reisen? Hatte doch Sherlock Holmes mit Bestimmtheit darauf gerechnet, dass er auf diese Weise den Lord aus London entferne und die Bahn für Lady Diana frei und sicher gemacht haben würde.

»Sie merken mein Erstaunen, Mylord«, sagte Sherlock Holmes mit ruhig klingender Stimme, »Sie hier zu sehen. Ich vermutete Sie jetzt schon auf dem Rückweg von Liverpool nach London – Sie sind also nicht abgereist? Haben James Robin, den bekannten Händler, nicht aufgesucht? Das ist eigentlich gegen unsere Verabredung, Mylord!«

»Etwas Ungewöhnliches ist geschehen, Mr. Sherlock Holmes«, erwiderte der Lord, und seine Stimme klang sehr erregt.

»Leider war es mir nicht möglich, Sie im Laufe des Nachmittags zu Gesicht zu bekommen. Ich habe mehrere Male nach Ihnen gefragt, aber Ihre Haushälterin sagte mir stets, dass Sie noch immer nicht nach Hause gekommen seien. Jetzt erst, als ich durch die Baker Street ging, entdeckte ich Licht hinter Ihren Fenstern, und ich schloss daraus, dass Sie zu Hause seien.«

»Sie haben mir also eine sehr wichtige Mitteilung in unserer Angelegenheit zu machen?«

»Hören Sie mich an, Mr. Sherlock Holmes«, sagte der Lord,

indem er aus seinen Taschen ein sehr gewöhnlich aussehendes, ein wenig beschmutztes Kuvert hervorzog. »Ich habe durchaus Ihren Anordnungen nachkommen wollen und begab mich daher um 5 Uhr zum Viktoria-Bahnhof, um den Luxusexpress zu benutzen, den Sie mir empfohlen hatten. Da ich aus guten Gründen keinen Diener mitgenommen hatte, so begab ich mich selbst zum Kassenschalter, um mir das Billett zu lösen. In demselben Augenblick, in dem ich es fordern will, klopft mich von rückwärts jemand auf die Schulter. Ich wende mich um – da steht eine stark verschleierte Dame hinter mir, drückt mir diesen Brief in die Hand und ruft mir zu: ›Lesen Sie sofort, Mylord! Der Brief ist wichtig – und handeln Sie schnell.‹

Ich wollte noch eine Frage an die Verschleierte richten – ich wollte Sie zurückhalten, aber schon war sie im Gewühl des Publikums, das die Bahnhofshalle erfüllte, verschwunden, und trotz des eifrigsten Suchens konnte ich sie nicht mehr wiederfinden.

Ich erbrach dieses wenig appetitlich aussehende Kuvert, zog einen vergilbten Zettel aus demselben hervor und las folgende Worte.

Der Lord hatte, während er sprach, dem Kuvert einen Zettel entnommen, der nicht größer war als ein halber Briefbogen eines Oktavformates, auf dem mit Tintenstift die Worte niedergeschrieben waren:

Mylord! Wenn Sie Ihren Kanarienbrillanten zurückhaben wollen, so kommen Sie heute zwischen 1 und 2 Uhr nachts an den Eingang des Tunnels, der von Finchley Road nach Southend hinüberführt. Bringen Sie 5000 Pfund Sterling in Noten der englischen Bank mit, dann kann der Handel geschlossen werden.

Bedingung: Keinen Begleiter, keine Polizei, keinerlei Mitteilung an dieselbe.

Fürchten Sie nicht, dass man Ihnen eine Falle gestellt hat. Dem gegenwärtigen Besitzer des Kanarienneubraun ist daran gelegen, ihn ohne Aufsehen zu einem soliden Preis loszuschlagen.

Während der Lord den Wortlaut des Briefes mit erregter Stimme vorlas, hatte Sherlock Holmes sein Haupt seitlich geneigt und deutlich gehört, wie ein Wagen durch die Baker Street fuhr – ein zweispänniger Wagen, das unterschied Sherlock Holmes sofort.

Das war ohne Zweifel Lady Diana, die hier mit ihren Gatten um keinen Preis zusammentreffen durfte, wenn nicht alles aufgedeckt werden sollte.

Sherlock Holmes' Gestalt streckte sich, sein scharf geschnittenes Gesicht nahm einen fast steinernen Ausdruck an, seine großen grauen Augen erweiterten sich, und jene ungewöhnliche Energie, die der berühmte Detektiv im entscheidenden Moment immer an den Tag legte, brach sich in blitzartigen Blicken aus seinen Augen Bahn.

»Nun, was sagen Sie zu diesem seltsamen Ereignis?« fragte der Lord. »Ohne Ihren Rat wollte ich mich nicht zu diesem voraussichtlich nicht ungefährlichen Rendezvous begeben. Aber wir müssen uns schnell entscheiden, denn bis ich in einem Wagen bis zu dem Tunnel von Finchley Road komme, vergeht eine volle Stunde, und wenn ich den geheimnisvollen Fremden zu lange warten lasse, treffe ich ihn vielleicht nicht mehr an.«

»Ich werde Ihnen sofort meine Meinung sagen«, versetzte Sherlock Holmes, indem er sich seinem Schreibtisch zuwand-

te, obwohl er in diesem Augenblick hörte, wie der Zweispänner vor seinem Tor hielt und deutlich unterschied, dass Harry Taron leichtfüßig aus dem Wagen hinausprang. »Vorher möchte ich aber noch die Handschrift ein wenig unter meine Lupe bringen – nun, wo ist denn wieder diese Lupe? Nichts Abscheulicheres gibt es für mich, als wenn ich irgendeinen Gegenstand suchen muss – ah, richtig; ich habe ja heute Morgen einen Gegenstand dort beim Fenster unter meiner Lupe gehabt. Sie muss also dort liegen – verdammt, das war ungeschickt!«

In demselben Augenblick, in welchem er sich dem Fenster genähert hatte, war er plötzlich gestolpert, nach vorwärts gefallen und mit dem Ellenbogen in die Scheiben hineingestürzt.

Das zertrümmerte Fensterglas fiel nach außen, die Scherben stürzten auf die Straße nieder.

»Wenn Harry kein Esel ist«, murmelte Sherlock Holmes vor sich hin, »so wird er dieses nicht misszuverstehende Zeichen begreifen.«

»Haben Sie sich auch nichts zuleide getan, Mr. Sherlock Holmes?«, fragte Lord Canbury teilnehmend, indem er auf den Detektiv zustürzte, »o mein Gott, ich glaube gar, Sie bluten ein wenig am Arm.«

»Es ist nur unbedeutend«, erwiderte Sherlock Holmes, während er, um den Lord vom Fenster fernzuhalten, mit unsicheren Schritten auf ihn zu taumelte, »aber ich besitze nicht sehr viel Blut, habe auch daher nicht viel zu verlieren, und sehen Sie, diese wenigen Tropfen schon, bringen mich einer Ohnmacht nahe.«

»Gestatten Sie, dass ich Sie stütze«, sagte der Lord und schlang seinen Arm um den Detektiv, »ich werde Sie zum Sofa

führen.«

Das wollte ich ja nur, dachte Sherlock Holmes, und während er sich auf das Sofa niederließ, zog er den Lord neben sich auf das Polster nieder.

Dabei hörte er mit großer Genugtuung, wie der Wagen sich schnell wieder entfernte, und nachdem eine Minute verstrichen war und die Hausglocke noch nicht geläutet wurde, da wusste er, dass Harry Taron ihn verstanden hatte.

»Da sehen Sie, Mylord, ein Detektiv besitzt auch Nerven! Doch nun ist alles vorüber, sprechen wir von unserer Angelegenheit – Mylord – ich widerrate Ihnen entschieden, sich zum Tunnel der Finchley Road zu begeben. Ich kann Ihnen bestimmt versichern, dass Sie dort den Kanarienbrillanten nicht bekommen werden.«

Selbstverständlich nicht, dachte Sherlock Holmes, während er diese Worte sprach, und unwillkürlich richtete sich sein Blick auf seinen großen eichenen Schreibtisch, der dem Sofa gegenüber sich erhob. »Den Kanarienbrillanten habe ich selbst im Geheimfach meines Schreibtisches in Verwahrung – es ist eine Falle, die man dem Aristokraten stellt.«

»Aber bedenken Sie nur, Mr. Sherlock Holmes«, wandte Lord Canbury ein, »es ist für mich von höchster Wichtigkeit, diesen Brillanten zu bekommen, und gern opfere ich dafür 5000 Pfund Sterling, die ich übrigens schon in Banknoten bei mir trage. Aber ich habe auch noch einen anderen triftigen Grund, das mir vorgeschlagene Rendezvous nicht zu versäumen. Sie, Mr. Sherlock Holmes, habe ich einen Blick in meine Seele tun lassen, in die Verfassung meines Gemütes, in der ich mich gegenwärtig befinde und die – ich möchte sagen – von Stunde zu Stunde unerträglicher wird. Ja – ich bin eifersüchtig.

Ich habe Grund, zu glauben, dass ich von Lady Diana getäuscht, hintergangen werde.

Wenn ich aber im Tunnel der Finchley Road den Beweis erhalte, dass der Brillant ihr wirklich geraubt wurde, dann habe ich auch den Beweis dafür, dass nicht dieser ganze Überfall in der Equipage, wie ich leider befürchte, ein von Lady Diana schlaue erdachtes Märchen ist, durch das sie lediglich ihren eigenen Fehltritt verbergen will. Und dann, Mr. Sherlock Holmes, wenn ich die Garantie dafür bekomme, dass ich meiner jungen Frau, welche ich heiß und zärtlich liebe, Unrecht getan habe, dann werde ich wieder ein glücklicher Mann werden!«

»Aber diesen Beweis werden Sie nicht heute Nacht bekommen und nicht im Tunnel der Finchley Road«, versetzte Sherlock Holmes bedächtig.

»Gleichviel, ich werde der Aufforderung dieses geheimnisvollen Briefes Folge leisten. Ich gehe, Mr. Sherlock Holmes, möge auch kommen, was wolle!«

»Wissen Sie denn auch, dass Sie Ihr Leben dabei riskieren?«, fragte der Detektiv. »Die Gegend der Finchley Road ist sehr verrufen, dort ist London so ziemlich zu Ende. In unmittelbarer Nähe des Tunnels liegen unbebaute Landstrecken, auf denen sich allerlei verbrecherisches Gesindel bei Nacht herumtreibt, dem es auf ein Menschenleben durchaus nicht ankommt.«

»Ich habe einen sechsschüssigen Revolver bei mir und einen Schlagring«, versetzte der Lord.

Ein fast mitleidiges Lächeln umspielte die Lippen Sherlock Holmes' bei dieser Erklärung des Lords.

»Ich sehe, Mylord«, rief er, »Sie haben noch sehr naive Ansichten über unsere Verbrecher. Gegen die richtet man nichts

mit einem sechsschüssigen Revolver, noch weniger mit einem Schlagring aus.«

»Und wenn ich selbst bei dem Unternehmen zugrunde gehen sollte«, stieß Lord Canbury mit erregter Stimme hervor, »ist es besser, als wenn ich die Ungewissheit mit mir trage. Ich will wissen, ob Lady Diana meiner Liebe würdig ist, ich will wissen, ob mein Glück nicht nur ein Scheinglück gewesen, ob mein ganzes Dasein nicht auf einem trügerischen Sumpf aufgebaut ist! Leben Sie wohl, Mr. Sherlock Holmes, ich fahre von hier aus zum Tunnel der Finchley Road!«

Mit einer energischen Bewegung erhob sich der Lord.

Sherlock Holmes folgte dem Beispiel seines Besuchers.

Er erhob sich ebenfalls vom Ledersofa.

»»Ich sehe, Lord Canbury«, rief der Detektiv, »meine gut gemeinte Warnung kann Sie nicht zurückhalten; doch geben Sie mir wenigstens das Versprechen, dass Sie sich um keinen Preis der Welt in den Tunnel hineinlocken lassen werden. Dann wären Sie nämlich sicher verloren. In der Nähe des Tunnels auf der Finchley Road befindet sich eine Taverne; verlangen Sie von demjenigen, der mit Ihnen am Eingang des Tunnels zusammentreffen wird, dass er sich mit Ihnen in die Taverne *Zur Feldmaus* begibt. Das wird der geheimnisvolle Herr, der Sie zum Rendezvous eingeladen hat, vermutlich tun, denn er weiß ganz genau, dass er in der Taverne *Zur Feldmaus* sicher ist. Ihnen aber, Mylord, will ich etwas mitgeben, was Ihnen unbedingt den Schutz des Tavernenwirtes verschaffen wird. Haben Sie die Güte und stecken Sie sich diese Nadel in Ihre Krawatte.«

Sherlock Holmes zog bei diesen Worten aus seiner eigenen Krawatte eine unscheinbare Nadel, die eine ganz kleine golde-

ne Hand darstellte, welche zur Faust geschlossen war und nur den kleinen Finger sehen ließ, an dessen Spitze ein unscheinbarer Rubin saß.

»Danke, Mr. Sherlock Holmes«, rief der Lord, indem er die Nadel in seiner Krawatte befestigte, »ich werde mit dem Unbekannten entschieden nur in der Taverne *Zur Feldmaus* unterhandeln – das verspreche ich Ihnen. Und nun, leben Sie wohl, es ist höchste Zeit, dass ich die Fahrt antrete, denn zwischen ein und zwei Uhr wollte ich dort sein, und es ist jetzt schon zehn Minuten über halb eins.«

»Gestatten Sie mir, dass ich Sie zur Haustür begleite«, sagte Sherlock Holmes, indem er die Lampe vom Tisch nahm, »Mrs. Bonnet dürfte das ganze Haus schon längst dunkel gemacht haben. Und noch einen Rat möchte ich Ihnen geben, Mylord«, fuhr Sherlock Holmes fort, während er dem Gast die Treppe hinableuchtete. »Zweifeln Sie nicht an Lady Dianas Liebe und an ihrer Treue, seien Sie gewiss, dass sie den Schwur, den sie Ihnen am Altar geleistet hat, treulich und gern erfüllt.«

»Ah, wenn ich das glauben könnte«, erwiderte der Lord, »Mr. Sherlock Holmes – dann wäre ich ein glücklicher Mann!«

»Sie können es glauben«, versetzte der Detektiv, während er die Haustür öffnete, »und nun – Glück auf den Weg, Mylord.«

Nochmals drückte Lord Canbury dem Detektiv die Hand, dann hüllte er sich fester in seinen Mantel, um sich gegen den niederfallenden Schnee zu schützen, und schnell war er um die Ecke der Baker Street verschwunden. Sherlock Holmes hatte die Haustür nicht wieder verschlossen. Er stellte die Lampe auf eine Treppenstufe, rieb sich dann seine hageren Hände, dass die Finger knackten und murmelte vergnügt vor sich hin: »Die Situation war kritisch, aber ich habe sie glücklicherweise

noch zum Guten wenden können. Es wäre schrecklich gewesen, wenn der Lord hier in meiner Wohnung mit seiner Frau zusammengekommen wäre, da hätte sich die Wahrheit nicht länger verbergen lassen und wer weiß, wie der junge leidenschaftliche Mann die Erklärung aufgefasst hätte. Hoffentlich erlebt er in der Finchley Road nicht zu viel Unangenehmes. Ah, meine Nadel wird ihn schon schützen, wenn er klug genug ist, die Unterhandlungen in der Taverne *Zur Feldmaus* zu führen, und jetzt kommen wir mit der Lady zu Ende.«

Sherlock Holmes trat dicht an die Haustür, doch so, dass seine schlanke Gestalt von derselben verborgen wurde und nur sein Gesicht zum Vorschein kam.

Dann spitzte er seine Lippen und stieß dreimal rasch hintereinander einen schrillen Pfiff hervor.

Im selben Augenblick lösten sich aus einer Mauernische des gegenüberliegenden Hauses zwei dunkle Gestalten ab und kamen schnell über den beschneiten Weg herüber.

Es waren Harry Taxon und Lady Diana Canbury.

4. Kapitel

Der Schreibtisch Sherlock Holmes'

»Du hast also mein Signal verstanden, Harry?«, fragte Sherlock Holmes, während er der Lady die Treppe voranleuchtete und der junge Taxon an seiner Seite schritt. »Die zerbrochene Fensterscheibe ...«

»Das konnte kein Zufall sein«, antwortete Harry Taxon, »denn Mr. Sherlock Holmes zerbricht in der Nacht zwischen

ein und zwei Uhr keine Fensterscheibe aus Versehen.«

»Sehr richtig, Harry. Ich gebe dir für diese Beobachtung eine gute Note. Und jetzt, Harry, begib dich auf dein Zimmer und verwandle dich sofort in einen waschechten Strolch. Über deine Lumpen wirf einen anständigen Mantel und setze einen respektablen Hut auf. Dann musst du dir einen Mietwagen nehmen und dich so schnell wie möglich an die Finchley Road bringen lassen. Dort wirst du am Eingang des Tunnels einen Mann stehen sehen. Es ist Lord Canbury. Den lass mir nicht aus den Augen. Geh ihm überall nach und bleibe beständig in seiner Nähe, um ihn eventuell zu beschützen. Vergiss den Revolver nicht.«

»Zu Befehl, Mr. Sherlock Holmes«, antwortete der Famulus des großen Detektivs. »In wenigen Minuten werde ich unterwegs sein.«

Dann verschwand Harry Taron hinter einer Tür im Parterre, während Sherlock Holmes die Lady respektvoll ins obere Stockwerk hinaufgeleitete.

»Hat man mich auch nicht gesehen? Wird mein Gatte nichts von meinem nächtlichen Ausgang ahnen?«, stieß Lady Diana hervor, als Sherlock Holmes die Tür seines Arbeitszimmers öffnete und sie mit einer Handbewegung einzutreten bat.

»Seien Sie ganz unbesorgt, Mylady«, gab der Detektiv zur Antwort, »ungesehen sind Sie hergekommen, und ungesehen werden Sie auch nach einer halben Stunde wieder in Ihr Haus zurückkehren. Und nun haben Sie die Güte und nehmen Sie Platz.

Darf ich Ihnen beim Ablegen des Mantels behilflich sein? So, ich bitte Sie nun, sich hier am warmen Kamin niederzulassen. Wenn Sie gestatten, setze ich mich Ihnen gegenüber. Wenn Sie

mir die Extraerlaubnis dazu geben, zünde ich mir noch meine kurze Pfeife an.«

Die wunderschöne junge Frau sank langsam, immer noch Angst und Scheu verratend, in den Sessel am Kamin nieder und überflog dann mit ihren Blicken die ihr fremde Umgebung.

Sherlock Holmes hatte sich indessen seine Pfeife gestopft, sie in Brand gesetzt und blickte eine Minute lang sinnend dem Rauch seiner Pfeife nach, bevor er sich Lady Diana zuwandte, die erwartungsvoll an seinen Lippen hing.

»Ich bin fest davon überzeugt, Mylady«, eröffnete Sherlock Holmes das Gespräch, »dass Sie Ihren Herrn Gemahl lieben und aufrichtig bestrebt sind, ihn glücklich zu machen.«

»Ich danke Ihnen für diese Worte, Mr. Sherlock Holmes«, sprach die Lady und streckte dem Detektiv mit einer herzlichen Bewegung beide Hände entgegen, während sich ihre schönen Augen mit Tränen füllten. »Oh, wenn Sie wüssten, wie wohl Sie mir mit diesem Ausspruch getan haben. Ich befürchtete schon, dass ich in Ihren Augen eine Verlorene, eine Verdorbene sei. Doch schwöre ich Ihnen, so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich bin unschuldig!«

»Das weiß niemand besser als ich«, gab Sherlock Holmes zur Antwort, »und eben deshalb habe ich mir erlaubt, Sie durch einen Gewaltstreich – denn so müssen wir den Überfall auf der Regent Street an der Ecke zur Oxford Street wohl nennen – vor einer großen Gefahr zu bewahren.«

»Das haben Sie getan, Mr. Sherlock Holmes – o, ich werde es Ihnen niemals vergessen«, stieß die schöne junge Lady schluchzend hervor. »Oh mein Gott, was hätte daraus werden können, wenn Percy bei mir den Brief von Fred Archer gefun-

den hätte! Ich schaudere, wenn ich daran denke, und mein Herzschlag stockt. Aber unbegreiflich ist es mir, auf welchem Wege Sie, Mr. Sherlock Holmes, in Erfahrung gebracht hatten, dass ich mich in einer so großen Gefahr befand?«

»Wenn Sie gestatten, Mylady, will ich Ihnen alles erzählen«, erwiderte Sherlock Holmes. »Ich will Ihnen die Ereignisse der Reihe nach schildern, und Sie werden mir erlauben, hier Ihren kleinen Roman zu schildern, der, wie ich glaube, und wie ich fest überzeugt bin, ein ganz unschuldiger war, der aber durch die Ausnutzung eines Erbärmlichen zu einem unheilvollen werden konnte.«

»Die Verblendung einer jungen Mädchenseele«, unterbrach Diana, indem sie eine Hand auf ihre wogende Brust drückte und die andere wie betuernd erhob. »Ich schwöre Ihnen, Mr. Sherlock Holmes, ich habe nicht nötig, vor Ihnen zu erröten. Vor allem aber brauche ich nicht vor meinem Gatten die Augen niederzuschlagen.

Was mir geschehen ist, widerfährt wohl jedem Mädchen mehr oder weniger, bevor es heiratet.«

»Ganz recht«, versetzte der Detektiv. »Nur war es ein wenig unvorsichtig von Ihrem Herrn Papa, dem Grafen Bastione, diesen Fred Archer zum Fechtlehrer seiner Tochter zu machen. Denn diese Tochter zählte, als der Unterricht begann, 16 Jahre und war die glänzendste Mädchenknospe, die man weit und breit finden konnte.

Aber so sind die Väter sehr oft«, murmelte Sherlock Holmes mit seinem behaglichen, leisen Lachen. »Sie machen ihr Haus zu einer Burg, bauen um dieselbe eine siebenfache Mauer, verriegeln alle Türen und Fenster und bilden sich nun ein, sie hätten ihre Tochter in Sicherheit, und dabei haben sie selbst schon

den Feind in die Burg hineingeführt. Entweder in Gestalt eines Klavierlehrers mit romantischem Aussehen, Lockenhaar und Christusbart oder in Gestalt eines Reitlehrers mit ehernen Schenkeln und einer ehernen Stirn. Bei Ihnen, Lady Diana, war es halt zur Abwechslung einmal der Fechtlehrer, den Ihnen Ihr Vater selbst zuführte, damit es Ihnen doch auch an Ihrem Mädchenroman nicht fehle.«

»Diese Absicht hat mein guter Papa sicherlich nicht gehabt«, antwortete Lady Diana, »aber als ich Fred Archer sah, mit seiner eleganten Erscheinung und seiner Gewandtheit, den Säbel und das Florett zu führen ...«

Lady Diana schlug die Augen nieder, sanfte Röte überzog ihre Wangen und ein leichter Seufzer entfuhr ihren Lippen. »Da, Mr. Sherlock Holmes, verliebte ich mich eben in ihn, denn er erschien mir so, wie ich mir mein Ideal immer vorgestellt hatte.«

»Ein nettes Ideal«, sagte Sherlock Holmes, sich die Hände reibend. »Aber begreiflich, sehr begreiflich. Denn er ist, unter uns gesagt, ein verdammt hübscher Junge, dieser Fred Archer. Schade, dass er ein ausgemachter großer Lump ist.«

Diana fuhr bei diesem herben Urteil, das dem Geliebten ihrer Mädchenseele galt, zusammen.

»Ja, ein Lump«, wiederholte Sherlock Holmes, »und ich werde mir erlauben, im Laufe unseres Gesprächs dies noch zu beweisen. Sehen Sie, Lady Diana, wäre dieser Fred Archer nicht ein schlechter Mensch, hätte er Ihnen niemals seine Liebe gestehen dürfen, denn er musste ja von vornherein wissen, dass sie ganz aussichtslos ist. Zwischen Ihnen, der Tochter des hoch angesehenen Grafen Bastione, des italienischen Botschafters am Hofe der Königin von England, und ihm, dem hergelaufe-

nen Abenteurer – denn das ist Fred Archer – konnte niemals eine anständige Verbindung entstehen. Glücklicherweise konnte der Bursche es bei Ihnen nicht so weit bringen, wie er es wünschte. Indessen war es unvorsichtig genug von Ihnen, Lady Diana, ihm Ihre Neigung rückhaltlos zu offenbaren. Eines Tages schnitten Sie sich sogar eine Ihrer herrlichen roten Locken ab und schrieben ihm dazu einen zärtlichen und schwärmerischen Brief. Um das Maß der Unvorsichtigkeit und arglosen Vertrauensseligkeit vollzumachen, sprachen Sie in diesem Brief noch entzückt von einer heimlichen Zusammenkunft, die Sie mit Fred Archer im Hyde Park gehabt hatten.«

Bei den letzten Worten des Detektivs war jeder Blutstropfen aus Dianas Wangen gewichen.

Beschwörend hob sie die Hände zu Sherlock Holmes empor und rief: »O, mein Gott, auch das wissen Sie? Bleibt Ihnen denn absolut nichts verborgen?«

»Glücklicherweise ist es mir zur rechten Zeit bekannt geworden«, gab der Detektiv zur Antwort. »Und nun, Lady Diana, bereiten Sie sich vor, dieser törichten Mädchenschwärmerei, die Sie ja schon überwunden haben, die letzten drei Hände voll Erde ins Grab nachzuwerfen. Denn nun bin ich leider gezwungen, der Erinnerung an Fred Archer, soweit dieselbe noch ungetrübt in Ihrem Leben sein mag, einen recht derben Stoß zu versetzen.

Ich nannte diesen Menschen schon vorher einen Lumpen, ich hätte ihn ebenso gut auch einen Verbrecher oder Schurken nennen können.

Wissen Sie, Mylady, Fred Archer hat vor acht Tagen einen Brief an Ihren Herrn Vater geschrieben. Darin schrieb er dem Herrn Grafen Bastione mit zynischer Frechheit, dass er, falls er

nicht unverzüglich 30.000 Pfund zahle, gewiss sehr kompromittierende Dinge über das Vorleben seiner jungen Gemahlin erfahren würde. Glücklicherweise kam Ihr Herr Papa auf die gute Idee, mich sofort aufzusuchen und mir den Brief des Erpressers zu unterbreiten.

Zittern Sie nicht, Lady Diana, Sie können vollkommen ruhig sein, Ihr Brief und Ihre Locken befinden sich bereits im Besitz Ihres Vaters. Er ist in diesen Tagen nach Rom gereist und hatte die Absicht, Sie von diesen Vorfällen nichts wissen zu lassen, damit Ihre reine Seele nicht getrübt wird.«

»Mein guter Papa«, stieß Lady Diana hervor, »doch wie – wie hat man Fred Archer dazu bewegen können, den unglückseligen Brief und meine Locken herzugeben? Hat man ihn dafür bezahlt, den Elenden?«

»Nicht einen Penny hat er bekommen«, versicherte Sherlock Holmes lächelnd, »ich habe einen kurzen Prozess mit ihm gemacht. Während er die Nacht bei einer Tänzerin verbrachte, improvisierte ich in Gemeinschaft mit meinem treuen Begleiter Harry Taxon einen kleinen Einbruch in seine Wohnung. Der Bursche ist noch lange nicht gerieben genug. Dieser Fred Archer hat noch die dumme Angewohnheit, wichtige Dinge dort zu verstecken, wo ein erfahrener Detektiv sie immer zuerst sucht.«

»In seinem Schreibtisch vermutlich?«

»Oh nein, darauf lässt sich kein Verbrecher ein, obwohl es vielleicht ungefährlicher wäre, eine gestohlene Briefftasche oder einen Brief, der zu Erpressungszwecken benutzt werden soll, im Schreibtisch aufzubewahren. Wir Kriminalisten legen keinen Wert auf einen Schreibtisch, weil wir ganz genau wissen, dass man ihm keine wichtigen Dinge anvertraut. Aber die-

ser Fred Archer hatte eine kleine Blechkassette, und diese lag in der Asche des Herdes. Das ist ein ganz gewöhnlicher Kniff unter Verbrechern, und jeder x-beliebige Detektiv läuft, wenn er etwas sucht, zuerst zum Herd und wühlt in der Asche herum.

Wir brauchten nicht lange zu suchen – wir fanden die Blechkassette, brachen sie auf und fanden neben anderen zärtlichen Briefen auch Ihren, Lady Diana, und auch die Locke fehlte nicht.

Fred Archer mag am nächsten Tag, als er den Diebstahl entdeckte, wie ein wildes Tier mit den Zähnen geknirscht haben.

Aber es war für ihn zu spät, wir hatten ihm die wichtige Waffe entrissen.«

»Wie soll ich Ihnen danken, Sir? Sherlock Holmes«, rang es sich über die Lippen der Lady, »Sie sind in der Tat zu meinem Lebensretter geworden. Denn hätte Fred Archer meinen Gatten diesen Brief vorlegen können, hätte er mich damit in den Tod getrieben! Diese Enthüllung hätte ich nicht überleben können.«

»Nun bin ich immer der Meinung«, fuhr Sherlock Holmes fort, »ein Detektiv muss wie ein Arzt sein, der sich nicht damit begnügt, seinen Patienten nur über die Krise hinweggeholfen zu haben, sondern der in der Rekonvaleszenz seine doppelte Aufmerksamkeit aufbietet, damit kein Rückfall oder Komplikationen eintreten.«

Ich hatte sofort das Gefühl, dass dieser Fred Archer, obwohl ich ihm den Giftzahn selbst ausgebrochen hatte, doch noch versuchen würde, auf anderen Wegen an sein Ziel zu gelangen.

Da es bei Ihrem Vater nicht geglückt war, Mylady, lag es auf

der Hand, dass er es bei Ihrem Gatten, bei Lord Canbury, versuchen würde.

Ich ließ den Burschen also nicht aus den Augen, schlich ihm in verschiedenen Verkleidungen nach und folgte ihm auch am Abend des 7. Februars. Zu meinem großen Erstaunen schlug er den Weg zu Ihrem Haus ein. Er wartete vor der Tür, vor der bereits die Equipage hielt. Bevor ich noch irgendeine Maßnahme ergreifen konnte, öffnete sich plötzlich das Portal und Sie, Mylady, schwebten, in einen langen Abendmantel gehüllt, über den Läufer, der von der Treppe Ihres Palais bis zum Wagen ausgelegt war.

Als Sie gerade im Begriff waren, Ihren Wagen zu besteigen, sprang Fred Archer auf Sie zu.

Sie sahen ihn nur den Bruchteil einer Sekunde im flatternden Licht der Wagenlaterne, und mir entging nicht, dass Sie bei seinem Anblick zurückbebt, als hätte sich ein Grab geöffnet und die Leiche, die Sie darin sicher wähnten, sei auferstanden.«

»Fred Archer hatte sich mir bis dahin, seit dem Augenblick meiner Vermählung mit dem Lord, nicht mehr genähert«, erklärte Lady Diana mit erregter Stimme. »Ich wusste nicht einmal, ob er noch in London war. Und offen gestanden, Mr. Sherlock Holmes, habe ich mich auch für sein Schicksal nicht mehr interessiert. Ich hatte längst eingesehen, dass ich meine Neigung einem Unwürdigen geschenkt hatte und dass es nur törichte Mädchenlaune gewesen war, die mich diesen Fechtmeister ein paar Monate hindurch für das Ideal eines Mannes hatte halten lassen!«

»Vortrefflich«, sagte Sherlock Holmes, »ganz, wie ich es mir gedacht habe. Sie stutzten also bei seinem Anblick. Er aber

drückte Ihnen einen Brief in die Hand. Ich sah es ganz deutlich und wollte vorstürmen, um Ihnen den Brief sofort zu entreißen. Denn mir war schon damals klar, dass dieser nichtswürdige Fred Archer eine Machination vorhatte, durch die er Sie ins Verderben stürzen wollte. Aber es war zu spät für ein Dazwischentreten. Ich sah nur noch, wie Sie den Brief mit zitternder Hand in Ihren Busen schoben und wie Sie dann schnell im Inneren Ihres Wagens verschwanden. Ihr Wagen setzte sich sogleich in Bewegung und fuhr durch den Nebel davon.

Fred Archer war mir ebenfalls aus den Augen gekommen, aber er interessierte mich in diesem Augenblick nicht so sehr. Meine Blicke richteten sich auf eine andere Person, die unmittelbar nachdem Ihr Wagen um die Ecke verschwunden war, auf der Szene erschienen war.

Es war Lord Percy Canbury, Ihr Gatte.

Ein einziger Blick in das bleiche, verstörte Gesicht des Lords belehrte mich, dass er eine sehr aufregende Nachricht erhalten hatte. Ich sah, wie er zornig mit dem Fuß auftrat und dem Türhüter wütend und ungeduldig zurief: ›Mein Wagen – wo bleibt mein Wagen?‹

Da wusste ich alles – ich wusste, dass Archer Ihnen den Brief zugesteckt hatte, Mylady, damit der Lord ihn bei Ihnen fände.

Offenbar hatte er den Lord in einem anonymen Brief aufgefordert, den zugesteckten Brief bei Ihnen zu suchen, sobald Sie das Palais des Herzogs von Connaught betreten würden.

Deshalb die Eile des Lords, Ihnen zu folgen, deshalb die zornige Art, in der er nach seinem Wagen rief, deshalb seine zitternde Aufregung.

Blitzschnell war mein Entschluss gefasst.

Der Lord durfte den Brief bei Ihnen nicht entdecken. Für eine

Warnung oder Erklärung war keine Zeit mehr, denn ich wusste, dass Sie mir nicht glauben würden, wenn ich plötzlich vor Ihnen erscheinen und Sie nach dem Brief fragen würde.

Ich warf mich daher in einen Mietwagen und versprach dem Kutscher eine gute Belohnung, wenn er so schnell wie möglich Ihrer Equipage nachfahren würde. Unterwegs hatte ich mir meinen Plan zurechtgelegt. Er war zwar sehr gewagt, aber es gab keine andere Möglichkeit, um schnell und sicher ans Ziel zu gelangen.

Der Mann tat seine Pflicht. An der Ecke der Regent Street verließ ich den Wagen und drückte dem Kutscher ein Goldstück in die Hand.

Dann lief ich so schnell ich konnte die Regent Street hinauf und erwischte Ihre Equipage an der Ecke zur Oxford Street.

Glücklicherweise musste Ihr Kutscher in dem Gewühl der Wagen, die die Regent Street passierten, sehr langsam fahren.

Was dann geschah, wissen Sie, Mylady. Ich drückte meinen Hut tiefer ins Gesicht, öffnete blitzschnell die Tür Ihrer Kutsche, als diese dicht am Bürgersteig vorbeifuhr, und sprang zu Ihnen hinein.

Ich hoffte, die Angelegenheit durchführen zu können, ohne Sie zu beschämen, Mylady, ohne Ihnen merken zu lassen, dass Ihre Beziehung zu Fred Archer einen fremden Mitwisser hatte.

Deshalb forderte ich von Ihnen nicht die Herausgabe des Briefes, sondern hielt Ihnen den Revolver vor und griff mit der rechten Hand zu, um Ihnen den Brief aus dem Busen zu reißen. Dabei blieb die Brosche, die Sie an der Brust trugen – die Brosche mit dem kostbaren Kanarienbrillanten – gleichfalls in meiner Hand.

Natürlich hatte ich keine Zeit, Ihnen galant den Brillanten zu-

rückzuerstatten; das wollte ich am nächsten Tag tun.

Augenblicklich hatte ich meinen Zweck erreicht – alles andere musste dagegen in den Hintergrund treten.

Ich verließ den Wagen, schloss die Tür hinter mir ab und trug Brief und Brillant in meine Wohnung.

Am nächsten Morgen waren alle Zeitungen voll von dem Raub des berühmten Kanarienbrillanten. Gleichzeitig brachten sie die Nachricht, dass Sie, Mylady, der Überfall so tief erschüttert hätte, dass Sie fiebernd und sogar schwer krank darniederlägen, wenn man den Berichten Glauben schenken durfte.

Infolgedessen musste ich einige Tage verstreichen lassen, bis Sie endlich außer Bett waren und ich mich durch Lord Canbury selbst bei Ihnen einführen lassen konnte.«

Sherlock Holmes fuhr mit der Hand in die Brusttasche und zog ein geschlossenes Kuvert hervor.

»Hier ist der niederträchtige Brief, den Fred Archer Ihnen zugestellt hat. Nein, lesen Sie ihn nicht, Lady«, rief der Detektiv, als Diana mit zitternder Hand nach dem Umschlag griff. »Ersparen Sie sich die Beschämung, die Tränen und die bittere Erinnerung, die Sie nicht so bald wieder verlassen würde.

Gestatten Sie mir, dass ich dieses abscheuliche Machwerk menschlicher Niedrigkeit sogleich vor Ihren Augen den Flammen des Kamins übergebe.«

»Ja, tun Sie das, Mr. Sherlock Holmes«, rief Lady Diana und erhob sich aus ihrem Sessel.

»Mehr als die Asche dieses Briefes soll von meiner unglückseligen, mädchenhaften Verblendung auch in meiner Seele nicht übrig bleiben.«

»Also fort damit«, stieß Sherlock Holmes mit scharfer Stim-

me hervor und schleuderte den Brief in die Flammen des Kaminfeuers, die er vorher mit einem eisernen Haken angeschürt hatte. »Ich kann keinen Unrat in meinem Haus dulden!«

»Wie prächtig das brennt«, fügte er dann mit seinem behaglichen Lachen hinzu. »Jetzt fehlt mir zu meinem Vergnügen nur noch, Fred Archer selbst in einem solchen Feuer schmoren zu sehen.

Aber ich fürchte, die reinliche Flamme würde sich gegen dieses Geschöpf verwahren.«

Da eilte Diana, überwältigt von dem Gefühl der Dankbarkeit, zu dem Detektiv. Sie umfasste seine rechte Hand mit beiden Händen. Während heiße Tränen ihren Augen entrannen, rief sie: »Mr. Sherlock Holmes, ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, in Ihnen einen so guten, treuen Freund gefunden zu haben. Aber lassen Sie uns diese Freundschaft für das ganze Leben bewahren! Ich werde niemals aufhören, Ihnen dankbar zu sein! Sie haben mir mehr als mein Leben gerettet, Sie haben mir das Glück meines Lebens gerettet.«

»Mylady«, versetzte Sherlock Holmes, sich verneigend, »es wird mir eine Ehre sein, mich stets Ihr Freund nennen zu dürfen – und nun gestatten Sie, dass ich Ihnen noch den Kanarienenbrillanten zurückgebe. Dann kehren Sie in dem Wagen, der Sie an der Straßenecke erwartet, sogleich nach Hause zurück. Sehen Sie, Mylady«, fuhr Sherlock Holmes fort, während er vor den alten eichenen Schreibtisch trat und diesen liebevoll beklopfte, »wir sprachen zuvor darüber, dass ein Detektiv bei einer Hausdurchsuchung gewöhnlich dem Schreibtisch keine besondere Beachtung schenkt, da er annimmt, dass ein Verbrecher zu klug ist, um seine Geheimnisse einem solchen Möbelstück anzuvertrauen. Doch manchmal ist es auch umgekehrt.

Ein Dieb sucht heutzutage nicht mehr im Schreibtisch, weil auch er glaubt, dass der Besitzer schlau genug ist, um nichts Wertvolles in einem so ins Auge fallenden Behältnis aufzubewahren.

Gerade deshalb habe ich Ihren kostbaren Kanari Brillanten hier in diesem Schreibtisch aufbewahrt – allerdings in einem Geheimfach, dessen Existenz nur zwei Personen kennen: ich und mein treu ergebener Gehilfe Harry Taxon.

Sie können ruhig zusehen, wie ich das Geheimfach öffne, Mylady. Wenn Sie so freundlich wären, an meine Seite zu treten.

Sehen Sie, an diesem Schreibtisch gibt es überhaupt kein Schloss, und deshalb auch keinen Schlüssel. Mit einem einzigen Druck öffne ich alle Kästen.«

Sherlock Holmes drückte auf eine Feder an der Seite des Schreibtisches, und sogleich klappten sämtliche Kastendeckel herunter. Der Inhalt des Schreibtisches, der fast ausschließlich aus Papieren bestand, wurde offenbar.

»Da der Kanari Brillant aber so kostbar ist und ich wusste, dass sein Verlust den Lord und Sie tief betrüben würde, habe ich ihn in das geheimste Geheimfach gelegt, das dieser Schrank enthält. Um das zu sehen, müssen Sie, Mylady, die Güte haben, ein wenig niederzuknien, so wie ich es tue.

Sehen Sie, der Schreibtisch steht auf vier ganz kurzen Beinen, von denen keines über 20 Zentimeter hoch ist. Betrachten Sie nun bitte das rechte Bein des Schreibtisches nach vorn.

Dieses Bein ist hohl und öffnet sich, wenn ich auf eine Feder drücke. In dieser Höhlung befindet sich gegenwärtig Ihr Brillant.

Ich bitte Sie, Mylady, greifen Sie hinein und nehmen Sie sich

den Brillanten selbst heraus, denn ich drücke jetzt auf die Feder und ...«

Das Wort erstarb plötzlich auf Sherlock Holmes' Lippen, und er wurde im Gesicht so weiß wie der Kalk an der Wand.

Dann packte er das Bein des Schreibtisches, an dem er vergeblich die Feder gesucht hatte, mit beiden Händen und riss es unter dem Schreibtisch weg.

Wie ein Wahnsinniger eilte er mit dem Stück Holz zum Tisch, auf dem die Lampe brannte. Er drehte es einige Male in fiebriger Erregung in seinen Händen hin und her und schleuderte es dann mit einem Schrei auf den Teppich nieder.

»Es ist ein Klotz!«, rang es sich über seine Lippen. »Nichts weiter als ein plumpes Stück Holz, massiv und nicht ausgehöhlt. Das hat man anstelle des echten Schreibtischbeines geschoben, welches man gestohlen hat - zusammen mit Ihrem Kanari Brillanten, Mylady!«

5. Kapitel

Mrs. Bonnets Fehltritt

»Ich werde Ihnen den Brillanten wiederbeschaffen, Mylady, und wenn es mein Leben kostet.«

Mit diesen Worten verabschiedete sich Sherlock Holmes von Lady Diana, nachdem er sie bis an die Ecke der Baker Street gebracht hatte, wo der Wagen auf die Lady wartete.

»Man hat mich bestohlen, Mylady, und ich behaupte, das ist eines der geheimnisvollsten Verbrechen, das seit vielen Jahren in London begangen wurde. Doch ich, der ich so vielen Men-

schen schon erfolgreich bei der Lösung von Rätseln und der Aufklärung von Geheimnissen, die unergründlich erschienen, beigestanden habe, werde hoffentlich in meiner eigenen Sache nicht versagen.«

Die Lady hatte dem Detektiv nochmals die Hand gedrückt und ihm zugeflüstert: »Kränken Sie sich nicht, Mr. Sherlock Holmes. Selbst wenn dieser unselige Brillant nicht wiedergefunden werden sollte – was liegt daran? Mein Gatte ist durch seinen Besitz nicht um vieles reicher und durch den Verlust nicht um vieles ärmer.«

»Aber ich würde erheblich ärmer werden«, antwortete Sherlock Holmes, »wenn es mir nicht gelänge, den Brillant wieder an seinen Platz zu bringen, denn ich würde vor mir selbst die Achtung verlieren und das Vertrauen in meine Kraft.« Ein Detektiv ohne Selbstbewusstsein, ohne die Überzeugung, fast unfehlbar zu sein, vermag nicht zu bestehen. Deshalb stehe oder falle ich mit der Wiedererlangung des Brillanten. Gute Nacht, Mylady! Sie sehen mich nur mit dem Brillant wieder.«

Sherlock Holmes schloss den Wagenschlag hinter der Frau und kehrte schnell ins Haus zurück.

Als er an der Tür vorbeikam, hinter der Mrs. Bonnet schlief, klopfte er an und rief: »Haben Sie die Güte, Mrs. Bonnet, stehen Sie auf und ziehen Sie sich an, ich habe mit Ihnen zu reden. Ich erwarte Sie sogleich in meinem Zimmer!«

»Um Gottes willen, was gibt es denn, Mr. Sherlock Holmes? Doch kein Feuer im Haus?«

»Nein, Mrs. Bonnet, ängstigen Sie sich nicht, aber kommen Sie sogleich zu mir!«

Mit leichten, elastischen Schritten, als hätte er sich um zehn Jahre verjüngt, schritt Sherlock Holmes die Treppe empor.

Die große Aufgabe hatte die Energie des außergewöhnlichen Mannes nur erhöht.

Wie immer fühlte er sich nun, da er all seine geistigen Kräfte zusammennehmen musste, frischer und lebendiger.

Sobald er das Zimmer betrat, hob er das Stück Holz auf, das er zuvor in seiner Wut weggeworfen hatte, und betrachtete es genau.

»Es bleibt dabei: ein Stück gewöhnliches Holz, nicht einmal echte Eiche, sondern nur auf Eichenart gebeizt«, sagte er. »Wichtig ist jedoch, dass dieses Stück Holz sorgsam vorbereitet wurde, denn es hat genau die gleiche Größe wie die anderen Schreibtischbeine – 20 Zentimeter.«

Sherlock Holmes hatte einen elfenbeinernen, zusammenlegbaren Maßstab hervorgezogen und die Größe des Holzstücks in seiner Hand festgestellt. Nun führte er das Stück Holz an seine Nase.

»Die Beize ist frisch«, stellte er fest. »Ich möchte behaupten, dass das Holz erst heute im Laufe des Tages, wahrscheinlich erst am Nachmittag, bereitet worden ist. Gut«, sagte er, legte das falsche Schreibtischbein auf den Tisch, verschränkte die Hände auf dem Rücken und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. Dabei murmelte er halblaut vor sich hin: »Gut – es wird jetzt darauf ankommen, wer das Geheimnis meines Verstecks wusste. Eigentlich wissen nur Harry Taxon und ich davon.

Ich kann mich nicht selbst bestehlen und Harry hat es sicherlich nicht getan.

Ebenso bin ich von seiner Verschwiegenheit fest überzeugt. Mrs. Bonnet ist eine liebe, einfache Frau, auf die ich mich in jeder Beziehung verlassen kann.

Schließlich muss aber eine Person in mein Zimmer gekommen sein, die den Austausch der Beine besorgt hat. Das ist allerdings nahezu ausgeschlossen, denn Mrs. Bonnet hat den strikten Befehl, in meiner Abwesenheit niemanden in mein Zimmer zu lassen. Und sie wird von dieser Anordnung niemals abgewichen sein. Mrs. Bonnet, ein Fremder hat dieses Zimmer nicht betreten, oder?«

»Gott bewahre, Mr. Sherlock Holmes«, antwortete die alte Hausdame, die inzwischen das Zimmer betreten hatte, »ich weiß ja, dass Sie das ein für alle Mal streng verboten haben.«

»Nun, Mrs. Bonnet, ich muss Ihnen leider mitteilen, dass im Laufe des heutigen Nachmittags trotzdem ein Fremder hier war. Derselbe muss sich ohne Ihr Wissen über die Treppe hinaufgeschlichen haben.«

»Ja, wenn die Haustür nicht verschlossen gewesen wäre, könnte das möglich sein. Aber die Haustür war den ganzen Tag fest verschlossen.«

»Nun, denken Sie genau nach, Mrs. Bonnet«, forderte Sherlock Holmes, während er dicht vor die alte Dame trat, die nur mit Unterrock und Nachtjacke bekleidet vor ihm stand. »Wem haben Sie im Laufe des Nachmittags die Tür geöffnet?«

Mrs. Bonnet strengte offenbar ihr Gehirn an, denn sie schwieg eine Minute lang und fuhr sich mit dem Zeigefinger der rechten Hand beständig über die Nasenspitze, als wollte sie ihre Gedanken aus der Nase kitzeln. Offensichtlich hatte sie, so plötzlich aus dem Schlaf gestört, ihre Gedanken noch nicht ganz beisammen.

»Warten Sie, Mr. Sherlock Holmes«, sagte sie schließlich, »da war zuerst der Milchmann. Er wurde an der Haustür abgefertigt. Dann klingelte es, und es kam der Küster Metcalf. Sie ken-

nen ihn ja, Mr. Sherlock Holmes. Metcalf ist an der Trinitykirche angestellt, und weil er mein einziger lebender Verwandter ist, hat er mir einen Besuch abgestattet.«

»Sie ließen den Küster also eintreten und begaben sich mit ihm, wie ich glaube, auf Ihr Zimmer, um dort ein Plauderstündchen mit ihm zu halten?«

»Oh nein, Mr. Sherlock Holmes, ich habe mit ihm zwischen Tür und Angel gesprochen. Er war durch nichts zu bewegen, Kaffee oder Tee bei mir zu nehmen, denn er hatte große Eile. Er kam nur, um mir mitzuteilen, dass sein ältester Sohn, der in Amerika lebt, ein Töchterchen bekommen hat.«

»Metcalf ging also wieder, ohne das Haus betreten zu haben?«

»Ja, ganz bestimmt. Sie können Patty fragen. Gerade als ich mit meinem Vetter, dem Küster, an der Tür sprach, kam er und brachte die Briefe von der Post.«

»Sie nahmen Patty also die Briefe ab und er ging weiter?«, fragte Sherlock Holmes.

»Nein, das tat ich nicht. Patty lief an mir vorbei und sagte: ›Ich weiß schon, Mr. Sherlock Holmes ist nicht zu Hause. Er hat den Empfangsschein für den rekommandierten Brief, den er gestern erhalten hat, auf dem Schreibtisch liegen lassen. Ich werde ihn mir holen, Mrs. Bonnet. Lassen Sie sich in Ihrem Gespräch nicht stören. Dabei nehme ich auch gleich den Brief mit hinauf.««

Sherlock Holmes zuckte leicht zusammen.

Dann presste er die Lippen aufeinander, schloss die Augen für einen Moment und als er sie wieder öffnete, waren sie mit einem Ausdruck erfüllt, wie ihn ein Tiger in seinen grimmig funkelnden Augen haben mag, wenn er sich zum Sprung auf

sein Opfer anschickt.

»Mrs. Bonnet«, stieß er mit heiser klingender Stimme hervor, »denken Sie einmal scharf nach, wenn Sie mir nun eine Frage beantworten sollen. Stand Patty Ihnen mit dem Gesicht zugewandt oder mit dem Rücken, als er Ihnen jene Worte zurief?«

»Habe ich vielleicht eine Dummheit angestellt, Mr. Sherlock Holmes?«, rang es sich von den Lippen Bonnets. Bonnets.

»Der Junge wartete nicht ab, bis ich ihn zurückhalten konnte. Und dann glaubte ich auch, Sie hätten ihm wegen des Empfangsscheins von dem rekommandierten Brief erlaubt, Ihr Zimmer zu betreten. Patty ist doch ein braver Junge, den wir seit Jahren kennen. Ich wusste, dass er seinen kranken Vater im Dienst vertrat. Er trug ja auch die Uniform. Und dann ...«

»Stand er mit dem Gesicht Ihnen zugewandt oder mit dem Rücken?«, rief Sherlock Holmes heftig, stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden und trat der bestürzten alten Dame einen Schritt näher.

»Sein Gesicht habe ich gar nicht gesehen. Er lief gleich die Treppe hinauf. Aber ich schwöre Ihnen, Mr. Sherlock Holmes, es dauerte keine drei Minuten, bis er wieder unten war. Gerade, als ich meinem Cousin, dem Küster, die Hand schüttelte und ihm Adieu sagte, kam er wieder. Und hinter Patty und dem Küster schloss ich zugleich die Tür.«

»Nun denn, Mrs. Bonnet«, rang es sich ruhig, doch tonlos, über die Lippen des Detektivs. »Sie haben nicht Patty, den Sohn des Briefträgers, eingelassen, sondern einen Gauner, der mir einen großen Verlust zugefügt hat. Aber ich muss gestehen, der Trick ist ausgezeichnet ausgedacht und muss das Resultat scharfer Beobachtung meiner Lebensweise und der Bewachung dieses Hauses sein.«

»Barmherziger Gott«, schrie Mrs. Bonnet. »Patty war also nicht Patty?«

»Nein, Patty war nicht Patty, das steht fest. Und nun, Mrs. Bonnet, legen Sie sich wieder schlafen – gute Nacht!«

»Teurer Mr. Sherlock Holmes«, rief Mrs. Bonnet mit Tränen in den Augen, »schicken Sie mich fort, wenn Sie mich nicht brauchen können. Ich bin vielleicht schon zu alt, aber Sie wissen, während der zwanzig Jahre, in denen ich in Ihren Diensten stehe, leben wir unter einem Dach, und niemals ist das Geringste vorgekommen.«

»Ich weiß, gute Frau«, rief Sherlock Holmes. »Lassen Sie sich kein graues Haar darüber wachsen«, fügte er lächelnd hinzu und blickte dabei auf den grauen Kopf der alten Dame. »Gewöhnen Sie sich nur für die Zukunft daran, jedem Menschen scharf ins Gesicht zu sehen. Ich kann Ihnen versichern, dass dies das einzige Mittel ist, um Menschen einigermaßen zu erkennen. Der Rücken verrät nicht viel, das Gesicht hingegen alles. Gute Nacht, Mrs. Bonnet!«

Sobald sich die Tür hinter Mrs. Bonnet geschlossen hatte, trat Sherlock Holmes an den Tisch, tippte mit dem Finger auf die Tischplatte und murmelte vor sich hin: »Patty ist nicht Patty, das steht so fest wie ein mathematischer Grundsatz. Wenn Patty aber nicht Patty war, wer war er dann? Das wäre vor allem zu ergründen. Und nun weiß ich schon, wo ich den Hebel einsetzen werde, um die Ereignisse ins Rollen zu bringen. Ich habe mich geirrt. Es sind nicht zwei Personen, die um das Geheimnis dieses Schreibtisches wussten. Es war bekannt, dass sich im vorderen rechten Untersatz ein hohler Raum befand, der sich durch eine Feder öffnen ließ. Nein, es gibt noch eine dritte Person, der ich heute Nacht noch in die Augen sehen

will. Ich glaube, mich auf der richtigen Fährte zu befinden.«

Im nächsten Moment wandte sich Sherlock Holmes einer Tür zu, die in sein Schlafzimmer führte.

Er öffnete einen großen, in die Mauer eingelassenen Schrank, in dem es aussah wie in einer Maskenleihanstalt.

Aus dem großen Vorrat von Verkleidungsstücken wählte er eine alte, zerrissene Hose, eine Weste zweifelhafter Qualität und einen langen Rock, der so viele Flicker aufwies, dass man den ursprünglichen Stoff nicht mehr erkennen konnte.

Nachdem er diese Kleidungsstücke angelegt hatte, die ihm das Aussehen eines Strolches verliehen, setzte er eine struppige, graue Perücke auf und befestigte einen kurzen Vollbart aus grauweißem Haar vor seinem Gesicht.

Dann ergriff er einen Knotenstock, steckte seinen Revolver und seinen Schlagring ein, setzte eine Schildmütze auf und nickte wohlgefällig, als er sein keineswegs anziehendes Konterfei im Spiegel erblickte.

Eine halbe Minute später löschte er die Lampe aus, verließ das Haus und schloss die Tür leise hinter sich. Nun blieb nur noch Mrs. Bonnet zurück.

Die Ärmste wälzte sich schlaflos auf ihrem Lager und beweinte ihren ersten Fehltritt im Dienste Sherlock Holmes'.

6. Kapitel

Schlome Hersch, der Trödler

Das Schneegestöber, welches vorher niedergegangen war, hatte sich zu einem wahren Schneesturm angefacht, und der

Wind blies so kräftig Sherlock Holmes entgegen, dass er sich kaum behaupten konnte, als er um die Ecke der Baker Street bog.

Aber mit schnellen Schritten verfolgte der Detektiv seinen Weg, und tiefer und immer tiefer tauchte er in das Gassengewirr der City ein, dort, wo dieselbe noch ganz und gar von dem modernen Geist der Baukunst verschont geblieben ist.

Kleine, krüppelige Häuser reihen sich hier in engen, winkligen Straßen aneinander, ab und zu schmalbrüstige Hochbauten, denen man es ansieht, dass schon Jahrhunderte über sie dahingegangen sind.

Es gibt fast kein Gebäude hier in der alten City, welches über zwei Stockwerke hoch wäre. Dazu die großen Torbogen, durch welche man, wenn sie geöffnet sind, in schmierige Höfe hineinschaut, die schmalen, niedrigen Fenster, die seltsamen, allegorischen Figuren an den Mauern, welche zumeist die Beschäftigung der Bewohner des Hauses ausdrücken sollen – so hat man gebaut, als noch Königin Elisabeth, die jungfräuliche Königin, über England herrschte, oder zur Zeit des Diktators Cromwell, auf dessen Befehl das gekrönte Haupt Karls I. unter dem Beil des Henkers fiel.

Sherlock Holmes bog nun in ein Gässchen ein, das so schmal war, dass kaum ein Wagen hindurchfahren konnte.

Die Gasse war menschenleer, nur hinter sehr wenigen Fenstern brannte noch ein kleines, unbedeutendes Licht, und nur hin und wieder hörte man ein Klopfen, als ob hinter einem Fenster gehämmert wurde, oder man vernahm den kreisenden Ton einer Säge.

Es gibt viele fleißige Menschen in London, die wohl oder übel die Nacht zu Hilfe nehmen müssen, um einen genügen-

den Verdienst zu erzielen.

In dieser Gasse aber war man ganz besonders darauf bedacht, zu arbeiten, Geld zu erringen, gute Geschäfte zu machen, denn es war die Gasse der Trödler, welche bezeichnenderweise den Namen *Old Street* führte.

Alte Straße, vielleicht nannte man sie deshalb so, weil man hier alles, was alt, aber doch nicht ganz unbrauchbar war, haben konnte.

Wenn sich die niederen Läden öffneten, die nun wohl verschlossen waren und man in dieselben hineinblickte, hätte man jedes dieser Häuser für ein Museum halten können, so verschiedenartige Waren und Artikel waren hier aufgestapelt.

Sherlock Holmes steuerte auf ein Haus zu, das ganz am Ende der Gasse lag, nur ein Parterre und oberes Stockwerk hatte und so altersschwach aussah, dass man wirklich fürchten musste, es würde im nächsten Moment zusammenstürzen.

Zwischen dem Schaufenster und der Tür dieses Hauses war ein schmales Schild angebracht, auf welchem die Hand eines Dilettanten im Malfach die Worte hingemalt hatte: *Ein- und Verkauf von Allem. Schlome Hersch, Trödler.*

Diesem Schlome Hersch wollte der Detektiv offenbar einen Besuch abstatten; denn er klopfte nun zweimal schnell hintereinander scharf an die Tür des alten verwitterten Hauses.

»Es sollte mich wundern«, murmelte Sherlock Holmes vor sich hin, »wenn der Alte schlief. Der Maulwurf baut bei Nacht, und Schlome Hersch macht es ebenso; um diese Zeit ist er für solche Kunden noch zu sprechen, die das Licht des Tages scheuen.«

Da näherten sich schlurfende Schritte der Tür, Schritte, die ein Beobachter, selbst wenn er nicht ein Sherlock Holmes ge-

wesen wäre, sofort als die eines alten Mannes, dem der Gebrauch der Beine schon schwer fiel, erkennen musste.

»wer ist da?« fragte eine näselnde Stimme in englischer Sprache, aber mit einem Akzent, wie ihn die in London lebenden russischen Juden sprechen, »wer kimmt noch so spät?«

»Ich bin's, Schlome Hersch, macht auf – ich – Sherlock Holmes.«

»Wie haïßt, Sherlock Holmes kommt so spät in der Nacht zu mir? Gott der Gerechte, wollt ich mich soeben legen in die Federn, aber Sherlock Holmes ist immer willkommen.«

Ein Riegel wurde zurückgezogen, der Strahl einer Laterne fiel über die Schwelle auf die schneebedeckte Straße hinaus. Im nächsten Moment stand Sherlock Holmes vor ihm und schüttelte die Flocken von seinen zerlumpten Kleidern ab.

Wenige Schritte von dem Detektiv entfernt, stand ein alter knickbeiniger Jude. Er war nur mit einer Hose und einem Wollhemd von zweifelhafter Reinheit bekleidet. Sein Gesicht war von einem struppigen, weißen Bart umrahmt, während sein Kopf schon vollständig kahl war und gegen die Kälte durch ein schwarzsamtenes Käppchen geschützt wurde.

Auf der scharfgebogenen Nase saß eine große, in Blei gefasste Brille, welche die Augen des Alten wie die eines Uhus erscheinen ließ.

Mit der einen Hand die Laterne hochhaltend, beschattete er mit der anderen seine Augen, und erst, nachdem er einige Minuten lang Sherlock Holmes prüfend betrachtet hatte, stieß er mit seiner fettigen Stimme im Ton der Überraschung hervor:

»Er ist's, soll mer Gott helfen, Mr. Sherlock Holmes. Also wieder emol auf der Jagd – ha, ha, wer würde in diesem Tramp vermuten den berühmten Detektiv? Kein Mensch in ganz Lon-

don.«

»Ich habe mit Euch zu reden, Schlome Hersch«, sagte der Detektiv sehr eilig. »Lasst uns eintreten und entschuldigt, dass ich so spät noch Euch gestört habe, aber eine Angelegenheit von großer Wichtigkeit führt mich zu Euch.«

»Sherlock Holmes kann kommen bei Tag und bei Nacht, der alte Schlamme Hersch weiß, dass der berühmte Detektiv ihm hat geleistet einen unbezahlbaren Dienst. Wißt Ihr noch, Sherlock Holmes, wie mir damals ein Betrüger verkauft hat das gefälschte Bild, e Rubens hat er gesagt, viertausend Pfund Sterling hat er gefordert, fünfhundert hab ich ihm gegeben Angeld für e Bild, das gewesen ist e ganz gemeine Kopie von e obskuren Maler, aber Sherlock Holmes hat mer wieder geschafft mei Geld, denn er hat den Banditen gebracht, wohin er hat gehört, in den Tower.«

»Es ist mir angenehm, Schlome Hersch«, sagte der Detektiv, als er nun mit dem Juden ein Zimmer betrat, in welchem eine gigantische Unordnung herrschte, denn alle möglichen Möbel, alte und neue, standen hier umher, aufeinander und übereinander. Die Wände waren mit Bildern bedeckt und auf Regalen erhoben sich Nippes und Waffen und andere unzählige Dinge.

»Wahrhaftig, es ist mir sehr angenehm, dass Ihr Euch gerade jetzt des kleinen Dienstes erinnert, den ich Euch einmal geleistet habe, denn heute verlange ich von Euch den Gegendienst, den Ihr mir seinerzeit zusagtet!«

»Braucht Ihr Geld?«, flüsterte der Jude geheimnisvoll, »Ihr sollt es haben – Ihr seid e guter Mann, e ehrlicher Mann, Schlome Hersch wird Euch borgen auf Euer ehrliches Gesicht.«

»Danke bestens«, sagte der Detektiv trocken, »ich habe es

nicht auf Euren Geldbeutel abgesehen. Ich wünsche nur eine Auskunft von Euch, die aber wahrheitsgemäß sein muß.«

»E Auskunft? Ich kann mir's schon denken, wahrscheinlich über einen auf der Old Street, wo es wackelt, wo es nicht kosher ist, wo die Polizei wird bald haben ihre Hand im Spiel.«

»Ihr habt Unglück im Erraten«, sagte Sherlock Holmes, indem er sich mit einer Körperhälfte auf die Marmorplatte eines Waschtisches setzte, »es handelt sich um etwas ganz anderes. Sagt einmal, Schlome Hersch, erinnert Ihr Euch, dass Ihr mir ein antikes Stück verkauft habt, einen eichenen Schreibtisch, zu dem es keinen Schlüssel gab, weil er kein Schloss besaß?«

»Ob ich mich erinnere«, rief der Jude. »Gott sei Dank, ich habe en sehr guten, behaltsamen Kopf, es war e Prachtstück, der Schreibtisch, aber wie ich ihn gesehen habe, habe ich gedacht, das ist etwas für Mr. Sherlock Holmes. Nu, Ihr habt ihn sogleich gekauft und ihn anständig bezahlt.«

»Ihr erinnert Euch also auch noch«, fuhr Sherlock Holmes fort, »dass dieser Schreibtisch auf vier kleinen Untersätzen ruhte?«

»Weiß ich – weiß ich ganz genau. Ich habe doch den Schreibtisch aufgestellt in Eurer Wohnung, und ich hab Euch noch gezeigt, dass das rechte Vorderbein von dem Schreibtisch war auch e Geheimfach. Es ist zu öffnen gewest mit einer Feder, und in den hohlen Raum hat man legen können Geld und Kostbarkeiten. Damals hab ich Euch noch gesagt: Sie sind schlau die Schwindler in London und die Banditen, aber das Versteck werden sie niemals finden.«

»Und was habe ich Euch darauf geantwortet, Schlome Hersch? Ah, Ihr wisst es nicht mehr, wie ich sehe. Ich habe Euch schwören lassen, dass Ihr niemand, aber niemand das Geheim-

nis dieses Versteckes verraten würdet. Und Ihr habt geschworen bei den Gebeinen Eures Vaters und Eurer Mutter, und Ihr habt diesen Schwur doch nicht gehalten.«

Der Jude taumelte zurück, das Licht der Laterne, die er auf ein altes Pianino gestellt hatte, fiel mit bleichem Schein auf sein verzerrtes Gesicht, dessen Lippen sich bewegten, ohne dass sie einen Laut hervorzustoßen vermochten.

»Gesteht also«, fuhr Sherlock Holmes fort, indem er dem Juden einen Schritt näher trat, »wem habt Ihr das Geheimnis verraten?«

»Der Schlag soll mich treffen auf der Stell«, rief Schlome Hersch in winselndem, heulendem Ton aus, »wenn meine Lippen sich geöffnet haben, um preiszugeben e Geheimnis, was ich beschworen hab bei den Gebeinen meiner seligen Eltern. Mr. Sherlock Holmes, was redet Ihr da, um Gottes willen, ich werd doch nicht geschändet haben meine Eltern im Grab, und bin ich nicht e alter Mann, was bald versammelt werden kann zu seine Väter?

Ich schwöre Euch noch einmal, und Ihr sollt mich nennen e Schuft, e Hund, e Gauner, e Sohn einer Hündin, wenn ich leiste e falschen Schwur, dass ich geschwiegen hab wie das Grab selbst über das Geheimnis des Schreibtisches.«

Sherlock Holmes ersah in diesem Moment, dass der Jude ihn nicht belüge. Er kannte den Trödler schon viele Jahre und wusste, dass er im Großen und Ganzen ein ehrlicher Mann war. Außerdem hatte Schlome Hersch einen so weitgehenden Respekt vor Sherlock Holmes, dass er tatsächlich niemals gewagt haben würde, etwas zu tun, was der Detektiv ihm ausdrücklich verboten hatte.

»Wenn es so ist, dann bleibt nur die Vermutung offen«, sagte

der Detektiv, »dass man Euch einmal belauscht hat, als Ihr, während der Schreibtisch sich noch in Eurem Magazin befand, das Versteck geöffnet habt. Denkt nach, Schlome Hersch, ist das möglich? Denkt scharf nach, denn es kommt mir viel auf Eure Erinnerung an.«

»Wie lang ist es her, dass Ihr gekauft habt den Schreibtisch, Mr. Sherlock Holmes?«, brummte der Jude vor sich hin. »Lasst sehen, – damals ist meine Tochter, ich weiß es genau, schon verheiratet gewesen – ah, sie ist längst schon verheiratet gewesen, sie hat schon gehabt den Nat², ah, sie hat ihn gehabt: Der Nat ist damals schon elf Jahr gewesen, und ich hab's, Mr. Sherlock Holmes, ich hab's – ich kenn den Mann, welcher mich beobachtet haben mag damals, als ich das Versteck öffnete.«

»Und dieser Mann ist?«

»Ist mein Enkelsohn, der Nat, Nat Bunker. Ausgerottet soll er werden, tot soll er daliegen vor meine Füß. Er ist gegangen weg vom jüdischen Weg, er hat sich lassen taufen und ist geworden e Schurke. Und der Fluch Gottes liegt auf ihm und wird ihn treffen, denn Gott lässt sich nicht spotten!«

Sherlock Holmes rieb sich die Hände, und seine Finger knackten, was bekanntlich bei ihm immer ein Zeichen von Wohlbehagen war.

»Erzählt mir noch mehr von dem Nat«, sagte er, »Euer Enkelsohn interessiert mich.«

»Mich nicht«, rief der Jude, »er ist mir geworden fremd, wenn ich ihm begegne draußen auf der Straße, spucke ich dreimal aus vor ihm und gehe meiner Wege, als wäre er ein Fremder.«

² Nat, Abkürzung für Nathaniel

»Hat der Nat Euch so viel Herzeleid angetan?«, fragte Sherlock Holmes voll Teilnahme und mit dem Interesse des Detektivs, der alles zu verwerten weiß.

»Wie heißt Herzleid«, rief der Jude mit zitternder Stimme aus, »Sie wissen, Mr. Sherlock Holmes, Sie sind e Christ und ich bin e Jud, trotzdem sind wir gute Freunde, aber, wenn e jüdischer Sohn geht hin und lässt sich taufen, ohne dass er's hat nötig, nur damit ihn die Christen nicht ansehen mit e verächtlichem Blick – Mr. Sherlock Holmes, Sie werden selbst sagen, dass das is e schlechter Mensch.«

»Was ist aus dem Nat geworden – wohl nichts Rechtes?«

»Im Gegenteil, er ist geworden e ganz feiner Herr«, antwortete der Jude. »Er hat gelernt gut auf den Schulen, denn er hat gehabt e feinen Kopf. Er ist gewesen in Oxford und hat studiert. Aber dann ist er wieder zurückgekommen nach London, und ich weiß nicht, er dreht sich herum in der feinen Gesellschaft, und ich hab' ihn gesehen mit Leit, die mer nicht gefallen.«

»Zum Beispiel, mit wem?«, fragte Sherlock Holmes.

»Was weiß ich?«, rief Schlome Hersch, »kennen Sie e Frauenzimmer namens Lydie Forster. Sie tritt auf in ainer Singspielhalle in Midland Street. Sie färbt sich die Haare, dass sie aussehen wie goldgelb, obwohl sie sind schwarz. Mit der hab ich ihn gesehen, und wissen 'Se, das Frauenzimmer is e Totenvogel; wenn die hat e Mann in ihrer Mache, mit dem dauert's nicht lange, dann hat sie ihn ruiniert. Dann ist ainer dabei gewesen, dem ich auch nichts Gutes zutraue, e gewisser Fred Archer, was als Fechtmeister sai Brot verdient hat.«

»Fred Archer – ich danke Euch, Schlome Hersch, für Eure Auskunft. Sie ist mir wichtiger als Ihr glauben könnt. Ihr habt

meine kühnsten Erwartungen übertroffen und mir weit mehr gegeben, als ich hoffte. Noch eins – könnt Ihr mir die Wohnung Eures Enkels Nat Bunker angeben?«

»Das kann ich leider nicht«, sagte Schlome Hersch, »wie gesagt, ich kümmere mich nicht um ihn, ich habe keine Gemeinschaft mehr mit dem Verräter seines Glaubens.«

Sherlock Holmes hatte keine Zeit zu verlieren. Er hatte die richtige Spur gefunden, nun galt es, dieselbe zu verfolgen.

Der alte Jude leuchtete ihm bis zur Haustür, dort drückte der Detektiv ihm die Hand und trat wieder in das Schneetreiben hinaus.

»Ein Kleeblatt«, murmelte er vergnügt, während er, gegen Wind und Wetter ankämpfend, vorwärts segelte, »Nat Bunker, Fred Archer und die Tänzerin Lydie Forster. Ich glaube auch bereits jetzt die Rollen zu erkennen, die jeder von diesen drei vortrefflichen Leuten in unserer Komödie gespielt hat.

Fred Archer muss durch irgendeine Person gehört haben, dass der Kanari Brillant sich in meiner Wohnung befände.

Diese Person festzustellen, wird nicht allzu schwer sein – ich habe gewisse Vermutungen.

Lydie Forster ist die Dame, welche dem Lord Tanbury auf dem Viktoria-Bahnhof den Brief in die Hand steckte, der ihn mit den 5000 Pfund Sterling nach dem Finchley-Road-Tunnel bestellte.

Und der Enkelsohn des Juden, Nathaniel Bunker, hat so gut die Rolle Pattys, des Briefträgersohnes, gespielt, dass die würdige Mrs. Vonnet sich vollständig täuschen ließ.

Diese Bestie von einem Renegaten hat also in Briefträgeruniform mein Zimmer betreten. Er hatte ein Stück Holz, welches den Schreibtischuntersatz ersetzen sollte, bei sich, und seine

ganze Arbeit bestand darin, das Schreibtischbein mit dem Stück Holz zu vertauschen, und sich schnellstens damit aus dem Staub zu machen.

In dieser Kette fehlt kein einziges Glied.

Denn selbst, wenn man sich die Frage vorlegt, woher die Burschen wussten, dass ich den Kanarienbrillanten dort verborgen hielt, so kann ich mir dieselbe dahin beantworten, dass Nathaniel Bunker, der als Kind im Magazin seines Großvaters spielend das Versteck gesehen hatte, wusste, dass ich den Schreibtisch gekauft hatte und leicht daraus folgern konnte, dass ich diesen einzig schönen Brillanten dort und nirgends anders verwahren würde.

Und noch heute Nacht hoffe ich die Vögel in meinem Garn zu fangen.

Verstohlen zog Sherlock Holmes eine silberne Uhr aus seiner Hosentasche und warf beim Schein einer Laterne einen Blick auf das Ziffernblatt derselben.

»Fünf Minuten über halb zwei Uhr, das ist schon ein wenig spät. Aber wenn ich Glück habe, so erreiche ich den Tunnel von Finchley-Road doch noch, bevor Lord Canbury dort mit dem ehrenwerten Gesindel zusammentrifft. – Kutscher, he, haltet!«

»Verdammter Lump, willst du mich zum besten haben?«

Der Cabkutscher, der soeben mit seinem Gefährt an Sherlock Holmes vorübergekommen war und den der Detektiv angerufen, hatte nur einen einzigen Blick auf die zerlumpte Kleidung Sherlock Holmes' geworfen und glaubte natürlich, dass das kein reeller Kunde für ihn sei, und beeilte sich, aus der Nähe des vermeintlichen Rowdys zu kommen.

Aber Sherlock Holmes lief dem Cab nach und, während der

Kutscher die Peitsche ergriff, um sie ihm über das Gesicht zu schlagen, stieß er hastig die Worte hervor: »Ich bin nicht, was ich scheine – da, seht mein Metallschild – Detektiv.«

»Ah, das ist etwas anderes«, antwortete der Kutscher, indem er die Pferde zum Stehen brachte, »was wünschen Sie, Sir?«

»Wie lange fährt Ihr von hier nach Finchley-Road?«

»Beinahe eine Stunde – verdammtes Schneewetter heute.«

»Wäre es nicht möglich, mich in einer halben Stunde dorthin zu bringen?«

»Ja, wenn ich meine Pferde tothetzen würde.«

»Fünfhundert Pfund Sterling, wenn wir um zwei Uhr an der Finchley-Road sind.«

»All right, Sir, steigt ein!«

Der Detektiv sprang in das Cab, der Kutscher nahm die Pferde fest in die Zügel, gab ihnen die Peitsche, und mit ungeheurer Schnelligkeit sauste der Wagen durch die Nacht dahin.

7. Kapitel

Der Schneemann

Es war eine fürchterliche Gegend, in die der Geheimnisvolle den Aristokraten Lord Canbury zum nächtlichen Rendezvous bestellt hatte, um ihm den Kanarienbrillanten zu verkaufen.

Die Finchley Road liegt hoch im Nordwesten Londons und führt bereits aus der Riesenstadt hinaus.

Die Straße ist noch nicht einmal gepflastert und die Gebäude erheben sich in unregelmäßigen Abständen, sodass sich zwischen den Häusern gewaltige, unbebaute Plätze erstrecken.

Von der Finchley Road führt ein Tunnel nach South End.

Durch diesen Tunnel fährt die Midland-Eisenbahn, die von ihrer Station Haverstockfield Street kommend den Tunnel passiert, die Finchley Road kreuzt und dann West End London verlässt.

Die Gegend ist sehr einsam und wie jede spärlich bewohnte Gegend Londons bei Nacht außerordentlich gefährlich.

In dieser Nacht, in der ein Schneesturm über London fegte, sah Finchley Road nicht einladend aus.

Der Sturm setzte sich zwischen den Häusern fest, umheulte sie und stürzte sich dann brüllend in den Tunnel, der heute wie der Eingang zur Hölle aussah.

Es gehörte ein großer Entschluss und ein mutiges Herz dazu, in dieser furchtbaren Nacht ein Rendezvous in dieser schrecklichen Gegend zu vereinbaren.

Doch Lord Percy Canbury stand am Eingang des Tunnels, als ihm seine goldene Repetieruhr verriet, dass nur noch fünf Minuten bis halb zwei fehlten. Er wartete mit großer Aufregung und Ungeduld auf das, was da kommen sollte.

Vielleicht hätte Lord Canbury diesen Mut nicht einmal besessen, wenn es sich lediglich um die Wiedererlangung des Kanarienbrillanten gehandelt hätte. Denn so kostbar dieser Edelstein auch gewesen sein mochte, der reiche Lord hätte dieses Kleinod ganz gut verschmerzen können. Doch die Eifersucht tobte in der Seele des Lords und er glaubte fest daran, dass er hier Gewissheit über die Beziehung Fred Archers zu seiner Gemahlin erhalten würde.

Er war fest davon überzeugt, dass derjenige, der ihm den Kanarienbrillanten verkaufen würde, niemand anderes als Fred Archer selbst oder ein von ihm abgesandter Unterhändler sein

würde.

Pünktlich war der geheimnisvolle Fremde allerdings nicht. Allerdings hatte er die Zeit zwischen ein und zwei Uhr festgestellt, sodass der Lord noch eine halbe Stunde in diesem fürchterlichen Schneegestöber warten musste.

Schneeflocken wirbelten um ihn herum, es war bitterkalt, der Sturm heulte um ihn herum, und dazu musste der Lord auch noch aufpassen, da es nicht ausgeschlossen war, dass plötzlich ein Zug der Midland-Eisenbahn aus dem Tunnel auftauchte.

Und tatsächlich – gegen 15 vor 2 Uhr vernahm der Lord plötzlich schrille Pfiffe, die gar nicht weit entfernt waren. Er sprang zurück, und an ihm vorüber fauchte und pustete eine Lokomotive, die mehrere Lastwagen zog.

Schnell verlor sich der Zug in der Ferne und der Lord war wieder allein.

Aber wahrscheinlich hatte der geheimnisvolle Briefeschreiber nur diesen Zug abwarten wollen. Während noch die Lichter des Zuges in der Ferne funkelten, regte sich plötzlich am Eingang des Tunnels etwas. Hart an der Mauer entlang kam ein Mann geschritten, der wie ein Jäger aussah.

»Das wird sicher nicht mein Mann sein«, sagte sich der Lord und trat zur Seite.

Es war ein hochgewachsener, junger, schlanker Mann von ungefähr 22 Jahren, der da vorüberging – sicher und unbekümmert.

Er trug ein Pelzjackett, das ihm bis zu den Hüften reichte, eine Pelzmütze, eine mittels eines Riemens an der Schulter befestigte Büchse, Jägermuffens, hohe Stiefel und eng anliegende Beinkleider.

Der Jäger schritt dicht an dem Lord vorüber. Kaum hatte er

jedoch einige Schritte getan, drehte er sich plötzlich um und fragte mit scharfklingender Stimme: »Sie sind Lord Percy Canbury?«

»Der bin ich«, antwortete der Lord, während seine Hand unwillkürlich den Kolben seines Revolvers umklammerte, den er in der Tasche trug.

»Sie sind ganz allein gekommen? Gestehen Sie, wo befinden sich Ihre Begleiter?«

»Sehen Sie sich doch um«, versetzte Lord Percy mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, über die er sich selbst wunderte. »Wenn Sie eine Menschenseele außer uns beiden entdecken, bekommen Sie eine Belohnung dafür.«

Was die Zuversicht des Lords gestärkt hatte und ihm Mut gab, so zu sprechen, war ein höchst geringfügiger Umstand, der jedoch höchst charakteristisch war. Der Lord hatte keine Furcht mehr, als er sah, dass er es mit einem anständig gekleideten Menschen zu tun hatte.

Ein Nimrod, dachte sich der Lord, kann doch kein Verbrecher sein, wenigstens kein Halsabschneider, der sich auf einen anderen Menschen stürzt und ihn tötet, wie es vielleicht ein heruntergekommener Wegelagerer tun würde.

»Ich wusste, dass Sie allein gekommen waren«, versetzte der Jäger, »aber ich wünschte, diese Bestätigung aus Ihrem Munde zu hören.«

Dabei kam er ein wenig näher und Lord Canbury konnte ihn schärfer ins Auge fassen.

Das Gesicht dieses jungen Mannes besaß eine seltene Mischung aus Schönheit und Hässlichkeit.

Schön waren die dunklen Augen, das vorgeschobene Kinn und die leicht gebogene Nase.

Hässlich mussten die allzu üppigen Lippen und die niedrige Stirn genannt werden, die von schwarzem, krausen Negerhaar beschattet wurde.

»Kommen wir zu unserem Geschäft«, fuhr der junge Mann fort. »Haben Sie die 5.000 Pfund Sterling dabei, die Sie für den Brillanten zahlen sollen?«

»Ich habe sie zwar nicht in meiner Tasche«, antwortete Lord Canbury, der sich diese Antwort gut überlegt hatte, »aber sie befinden sich in meiner Nähe, sodass ich sie in fünf Minuten bezahlen kann.

Ich habe sie beim Wirt der *Feldmaus* deponiert. Wenn es Ihnen recht ist, wenn ich Sie dorthin begleite, können wir gleich den Handel abschließen.«

»In die Taverne *Zur Feldmaus*?«, gab der junge Jäger lachend von sich. »Ah, ich sehe, Sie haben Lust, uns in eine Falle zu locken. Aber ich bin ja nur ein Unterhändler und habe mich daher ganz nach den Instruktionen zu richten, die ich bekommen habe.«

»Und wie lauten Ihre Instruktionen?«, fragte Lord Canbury ruhig.

»Sie nach dem Wächterhaus zu bringen, das sich auf der anderen Seite des Tunnels befindet. Es ist ein Hundewetter und wir können unmöglich hier im Schneesturm unsere Werte austauschen. Sie werden verstehen, dass wir 5.000 Pfund Sterling in Noten heute Nacht im Freien nicht nachzählen können!«

»Gewiss nicht, und deshalb machte ich Ihnen den Vorschlag, unter Dach und Fach zu gehen.«

»Ein unannehmbare Vorschlag«, erwiderte der Jäger. »Aber kommen Sie mit mir. Sie finden im Wächterhaus nicht nur den Mann, der Ihnen den Brillanten zurückgibt. Er wird Ihnen

auch Dinge mitteilen, die Sie höchst interessieren werden. Dinge, die mit dem anonymen Brief im Zusammenhang stehen, den Sie kürzlich erhalten haben.«

Jeder Blutstropfen wich aus den Wangen des Lords. Dann blitzte es in seinen Augen auf und er stieß mit lauter Stimme die Worte hervor: »Schwören Sie mir, dass man mir, wenn ich Ihnen folge, die Wahrheit über eine Person sagen wird, deren Namen ich noch nicht aussprechen will?«

»Ich schwöre es Ihnen«, versetzte der Jäger. »Kommen Sie also gleich mit mir. Halten Sie sich hart an meiner Seite und lassen Sie uns vorsichtig gehen, damit wir nicht etwa in einen Zug hineinlaufen, der den Tunnel passiert. Nicht wahr, mein Herr?«, fügte der Jäger mit einem höhnischen Lächeln hinzu. »Sie haben das Geld bei sich, denn dem Wirt der Taverne *Zur Feldmaus* vertraut kein Mensch, der seine fünf Sinne noch hat, eine so große Summe an.«

»Und wer garantiert mir, dass man mich im Tunnel nicht überfällt und beraubt?«, fragte der Lord und erinnerte sich an die Warnung Sherlock Holmes.

»Dafür bürgt Ihnen der Umstand, dass wir Mann gegen Mann stehen.«

Mit dem einzigen Unterschied, dass Sie eine Büchse bei sich haben.«

»Ihnen wird es sicherlich nicht an einem Revolver fehlen. Im Übrigen, wenn Sie meiner Büchse misstrauen – sehen Sie her!«

Mit einer schnellen Bewegung riss der Jäger die Büchse von der Schulter, dann schien er sich nach einem geeigneten Platz umzusehen, an dem er die Büchse zurücklassen konnte.

»Ich bin nämlich bereit, meine Waffe hierzulassen«, sagte er zu dem Lord gewandt, »denn ich werde Sie später wieder hier-

herbringen. In dieser fürchterlichen Nacht kommt ganz gewiss kein Mensch hierher, der mir die Waffe stehlen könnte.« Ah, sehen Sie, hier haben die Gassenjungen, die tagsüber am Tunnel spielen, einen großen Schneemann aufgestellt. Dem will ich meine Büchse in den Arm geben. Nicht wahr, Mylord, Sie glauben auch, der wird keinen üblen Gebrauch davon machen?«

Hart am Eingang des Tunnels, etwa 20 Schritte von der Stelle entfernt, an der sie gestanden hatten, ragte ein großer Schneemann empor.

Die Kinder der Gasse hatten ihn offenbar gegen Abend erbaut und der starke Frost hatte die Schneemasse vorzüglich zusammengehalten.

Er war gar nicht schlecht gemacht. Die Kinder hatten ihm das Aussehen eines Strolches gegeben, der in zerlumptem Rock, mit gebogenen Knien und ausgebreiteten Armen dastand.

»So, da nimm meine Büchse«, rief der Jäger und lehnte sie dem Schneemann an die rechte Achsel. »Passe mir gut auf die Waffe auf!« Nicht wahr, Mylord, jetzt sind Sie mit mir zufrieden. Nehmen Sie nun Ihren Revolver aus der Tasche und begleiten Sie mich.«

Lord Canbury war nun fest überzeugt, dass man mit ihm ein ehrliches Spiel trieb, da sein Begleiter unbewaffnet war und er einen Revolver besaß. Er glaubte, sich getrost in den Tunnel hineinwagen zu können. Die Aussicht, von dem geheimnisvollen Unbekannten Auskunft über das Verhältnis seiner Gattin zu Fred Archer zu erhalten, lockte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt.

»Also Seite an Seite«, versetzte der Lord.

»Gewiss«, erwiderte der Jäger, »wenn es Ihnen beliebt, gehen

Sie voraus. Denn Sie werden doch nicht von mir verlangen, dass ich einen Mann mit einem Revolver hinter mir gehen lasse.«

»Gewiss nicht«, entgegnete der Lord und schritt voraus.

Die Eifersucht verblendete ihn und raubte ihm jedes klare Denken. Denn sonst hätte er sich niemals verleiten lassen, mit einem Unbekannten in den düsteren Schlund hinabzusteigen.

Eine Viertelminute verging. Der Sturm umheulte den Tunnel. Von dem Lord und seinem Begleiter war nichts mehr zu sehen.

Da plötzlich wurde der Schneemann lebendig.

Er fasste die Büchse, die der Jäger zurückgelassen hatte, mit der rechten Hand, dann schüttelte er sich und die Schneemassen stürzten von ihm herab.

Zum Vorschein kam das Gesicht und die Gestalt Harry Taxons.

Mit genialer Art hatte Harry den Auftrag Sherlock Holmes' vollzogen, ein wachsames Auge auf Lord Canbury zu haben.

Noch ehe der Lord den Tunnel erreicht hatte, war Harry bereits dort gewesen, hatte sich schnell zum Schneemann heraufstaffiert, indem er sich im hochliegenden Schnee gewälzt und diesen an sich gepresst hatte, und so hatte er nun dagestanden und gewartet.

Kein Wort der Unterredung zwischen dem Jäger und dem Lord war ihm entgangen. Harry musste sich zusammenreißen, um nicht laut aufzulachen, als der fremde Jäger ihm, dem bewegungslosen Schneemann, seine Büchse anvertraute.

»Sie wollen ihn töten«, sagte Harry zu sich selbst. »Ich werde ihnen einen Strich durch die Rechnung machen. Schnell ihnen nach! Dem Fremden jage ich eine Ladung in die Beine, um ihn

kampfunfähig zu machen. Und den Lord werde ich aus dem Tunnel retten. Also, vorwärts! Nicht warten!«

Harry stürzte so schnell er konnte in den Tunnel hinein. Er hörte nicht mehr die drei schrillen Pfiffe, die plötzlich über die Einöde der Finchley Road hallten und offenbar für sein Ohr bestimmt waren.

Am letzten Haus der Finchley Road tauchte eine Gestalt auf, die wie ein Strolch aussah – es war Sherlock Holmes.

8. Kapitel

Im Höllentunnel

Sherlock Holmes stürmte von der Finchley Road aus so schnell er konnte dem Tunnel zu.

Er war sich nicht ganz sicher, ob die dunkle Gestalt, die er soeben in den Tunnel hineinschlüpfen sah, Harry Taxon gewesen war, aber er vermutete es.

Verdammt, hatte er seinem Gehilfen nicht verboten, sich in den Tunnel hineinzuwagen? Hatte er ihm nicht auf die Seele gebunden, zu verhindern, dass der Lord den dummen Streich begeht und sich in den Tunnel hineinlocken lässt?

Und nun, da Sherlock Holmes dem düsteren, steinernen Ungeheuer von Tunnel näherkam, konnte er weder Harry noch den Lord entdecken.

Zuerst blickte Sherlock Holmes sich ringsum, doch er konnte auf keiner Seite ein menschliches Wesen entdecken. Dann gab er mehrere Male das Pfeifensignal ab, von dem er wusste, dass Harry Taxon es sofort erwidern würde. Doch eine Antwort

blieb aus.

Befindet er sich im Tunnel, dachte der Detektiv, so kann er mein Signal nicht gehört haben, und ich fürchte – es ist so. Ah, da sind ja auch mehrere Fußspuren im Schnee sichtbar. Sie führen in den Tunnel hinein – ein Beweis, dass Lord Canbury sich doch allen meinen Warnungen zum Trotz hat verleiten lassen, dem Tunnel einen Besuch abzustatten. Dann blieb Harry Taxon allerdings nichts anderes übrig, als dem Lord nachzugehen, um ihn vor Schaden zu bewahren. Leider fürchte ich aber, dass Harry den Lord nicht retten wird, sondern selbst in die Falle gerät, welche die Banditen dem Lord offenbar in dem Tunnel gestellt haben.

Und nun gab es für Sherlock Holmes kein Halten mehr. Er musste ihnen folgen – er musste sich selbst in den offenen Schlund hineinwagen, der Unheil prophezeiend vor ihm lag.

Sherlock Holmes warf zuerst einen Blick auf seine Uhr.

2 Uhr 3 Minuten. Nachdem er festgestellt hatte, wie spät es war – denn er verfehlte niemals, bei allem, was er tat, die Zeit zu kontrollieren – zog er seinen Revolver hervor und nahm ihn fest in die rechte Hand.

Er überlegte, ob er die elektrische Blendlaterne hervorziehen und die Strahlen spielen lassen sollte. Das wäre ohne Zweifel von Vorteil gewesen, doch er unterließ es, denn er wollte sich den Schurken nicht von Weitem verraten.

Sherlock Holmes beachtete, dass er sich immer dicht an der Steinmauer des Tunnels hielt, um wenigstens von einer Seite gedeckt zu sein.

Mit seinen Falkenaugen versuchte er, das Dunkel des Tunnels zu durchdringen. Zunächst gelang ihm das, doch später verdichtete sich die Finsternis, sodass er wie ein Blinder dahin-

tappte.

Aber nur wie ein körperlich Blinder, denn geistig beherrschte er auch jetzt die Situation.

Er wusste jederzeit ganz genau, wie weit er im Tunnel war und wo er sich befand, denn das berechnete er.

Der Tunnel, der die Finchley Road mit der Haverstock Hill Street verbindet, ist eineinhalb englische Meilen lang.

Das sind, so rechnete Sherlock Holmes, etwa 2012 Meter.

Bei seiner langsamen Fortbewegung in der Dunkelheit und angesichts der drohenden Gefahr machte er in einer Sekunde nicht mehr als zwei Schritte.

Da er, dem Ticken seiner Uhr zufolge, nun 30 Sekunden gegangen war, hatte er 60 Schritte zurückgelegt. Bei seiner Langsamkeit entsprachen zwei Schritte einem Meter, folglich war er 60 Meter tief in den Tunnel eingedrungen und hatte somit ungefähr den dreiunddreißigsten Teil des Weges zurückgelegt.

Nichts regte sich um ihn herum. Totenstille herrschte in dem Tunnel, der Sherlock Holmes umgab wie ein steinernes Grab.

Unwillkürlich erinnerte er sich in diesem Augenblick daran, dass er in Ägypten einmal in die Cheopspyramide hinabgestiegen war, und verglich das Totenreich der ägyptischen Könige, deren Mumien dort liegen, mit dem Aufenthalt in diesem Tunnel.

Sherlock Holmes wanderte weiter. Er hörte nichts und sah nichts. Nun beschleunigte er unwillkürlich seine Schritte, denn er sah ein, dass er bei diesem Tempo Lord Canbury und Harry Taxon nicht einholen könne.

Da plötzlich - ein dumpfer Krach. Erschrocken rollte es durch den Tunnel, und zugleich trug der Wind, der den Rie-

senbau durchwehte, Sherlock Holmes' feiner Nase den Geruch von Pulver zu.

»Das war ein Schuss!«, brachte der Detektiv hervor. »Entweder Lord Canbury oder Harry Taxon hat ihn abgefeuert oder einer von ihnen hat die Kugel empfangen.

Jetzt vorwärts! Jetzt gibt es keine Rücksicht mehr – entweder wir oder die Banditen, mit denen wir es zu tun haben!«

Sherlock Holmes stürmte, sich immer noch an der Steinmauer haltend, vorwärts.

Ein Hilfeschrei, wie ihn ein Mann in Todesangst ausstößt, erreichte sein Ohr.

In seiner Hast hatte er nicht einmal unterscheiden können, ob dieser Schrei von seinen Freunden oder von seinen Gegnern kam.

»Harry Taxon – Harry!«, rief Sherlock Holmes, alle Vorsicht außer Acht lassend. Er fügte den Rufen auch schrille Signalfiffe hinzu.

Doch weder Rufe noch Pfiffe hatten den geringsten Erfolg. Sie wurden nicht erwidert und Sherlock Holmes wusste daher nicht, woran er war und ob seine Gefährten sich überhaupt noch im Tunnel befanden.

Er glaubte sogar, dass dies nicht mehr der Fall sei, dass vielmehr der Lord und Harry überfallen und aus dem Tunnel fortgeschleppt worden waren.

»Wohin?« Ah, das würde er erst erfahren, wenn er sich am anderen Ende des Tunnels befände.

»Verdammtes Finsternis«, rief Sherlock Holmes. »Sie verhindert einen sogar daran, klar zu denken. Jetzt brauche ich mich aber nicht mehr zu scheuen, das Licht meiner Laterne aufblitzen zu lassen – mögen mich die Hunde sehen –, es ist besser,

wenn sie sich gegen mich richten, denn dann würden sie ihre Aufmerksamkeit von Harry und dem Lord abwenden.«

Sherlock Holmes blieb eine Minute lang stehen, dann zog er seine Taschenlampe hervor, klappte sie auf und drückte eine Feder. Im nächsten Moment fiel der Schein des elektrischen Lichts auf den Boden. Er sah die Schienen, die wie riesige Schlangen durch den Tunnel krochen, und die alten, von Kohlenruß geschwärzten Tunnelwände, hüben wie drüben. Sonst aber vermochte er nichts zu entdecken, am wenigsten seine beiden Gefährten.

»Nur im schnellen Handeln liegt jetzt noch Rettung«, sagte sich Sherlock Holmes, befestigte die elektrische Lampe an seiner Brust und hielt den Revolver in der Hand. Dann stürmte er vorwärts.

Der Schein der Laterne glitt immer über die Schienen hinweg und beleuchtete dem Detektiv den Weg, sodass er eine Gefahr schon wenigstens 20 Schritte entfernt hätte wahrnehmen können.

Da plötzlich fuhr es Sherlock Holmes wie ein elektrischer Schlag durch die Glieder. Er blieb stehen und richtete seinen Blick scharf auf den Boden, auf die Schienen. Dann schrie der Detektiv mit entsetzter Stimme auf: »Dort liegen sie beide, tot, nein, ich glaube es nicht, aber gefesselt und geknebelt und von den Schurken über die Schienen gelegt!«

Nachdem er diese Worte in wahnsinniger Aufregung hervorgestoßen hatte, stürmte er zu den regungslos daliegenden Gestalten, die quer über den Schienen lagen und zu keiner Bewegung oder Lautäußerung fähig waren, da ihnen ein Knebel in den Mund gestoßen worden war.

»Mylord, Sie sind gerettet, Harry! Ich bin es, Sherlock Hol-

mes. Wartet, ich will eure Fesseln schnell lösen und euch wieder auf die Beine bringen. Zuerst Sie, Mylord. Verdammt, meine Hände zittern, ich kann die Knoten nicht lösen. Wo ist denn mein Messer? Ah, da ist es schon. Warten Sie, Mylord, ich werde Ihre Fesseln durchschneiden.«

Sherlock Holmes hatte sich neben Lord Canbury niedergebeugt, sein Messer hervorgezogen und setzte es bereits zum Schnitt an, um die Handfesseln des Lords zu zerschneiden. Da ertönte ein gellender Pfiff, gefolgt von einem dumpfen Brausen und dem Ächzen und Stöhnen eines riesigen eisernen Körpers, der durch die Seele des Dampfes bewegt wurde. Sherlock Holmes wich mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Eine riesige Lokomotive mit großen gelben Lichtern, die wie die Augen einer Tigerkatze durch das Dunkel blitzten, tauchte vor ihm auf, gefolgt von einer unabsehbaren Reihe gewaltiger Waggons. Es war der Expresszug der Midland-Eisenbahn.

Nur noch hundert Schritte war das eiserne Ungetüm von dem Detektiv entfernt, nur noch hundert Schritte von der Stelle, an der Lord Canbury und Harry Taxon gefesselt und geknebelt auf den Schienen lagen. In wenigen Sekunden musste das Entsetzliche geschehen – die gewaltigen Räder der Lokomotive und der Waggons mussten über diese beiden Menschen hinweggehen, sie zermalmen, zerstampfen und vernichten.

Was sich in dieser einen Sekunde, die Sherlock Holmes zum Überlegen blieb, in seiner Seele vollzog, hat er in seinem Tagebuch festgehalten. Aus diesem Tagebuch stammt die hochinteressante Erzählung, die wir unseren Lesern bieten. Sherlock Holmes hat seine Gedanken in folgenden Worten festgehalten:

»Mir war es plötzlich, als sei die ganze Welt untergegangen

und ich befände mich mit Lord Canbury und Harry Taxon tief unter der Erde, wo der geheimnisvolle Totenfluss den Übergang ins Reich der Schatten bildet.

Mir war, als wäre ich frei, zur Oberwelt zurückzukehren, aber nur einen meiner beiden Gefährten mitzunehmen. Wen sollte ich retten? Den Lord, gegen den ich eine gewisse moralische Verpflichtung hatte, da ich ihn zu diesem fürchterlichen Rendezvous gehen ließ? Oder Harry Taxon, der mir sehr wichtig war und dessen Verlust eine nicht zu schließende Lücke in meinem Leben hinterlassen hätte?

Ob ich damals nachgedacht habe? Ob ich mich zu irgendetwas entschlossen habe? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich meinen Revolver erhob, wie ein Wahnsinniger dem Zug entgegenstürmte und zweimal schoss, wobei ich so gut es mir möglich war, auf die großen Lichter der Lokomotive zielte. Ich hörte das Krachen meiner Schüsse und sah, wie die Lokomotive plötzlich *blind* wurde, ihre Lichter verloschen und im Tunnel nur noch meine elektrische Taschenlaterne brannte.

Dann aber schlug plötzlich ein Ton an mein Ohr, der mich mit Entzücken, mit grenzenlosem Glück erfüllte. Es ging ein Seufzen durch den Zug, ein gewaltiges Stöhnen. Ich vernahm den Ton der Bremsen, die in diesem Moment mit aller Kraft arbeiteten. Dann sah ich das pfeifende Ungetüm der Lokomotive auf mich zukommen. Ich hatte mich unwillkürlich zu den beiden Menschenkörpern zurückgeflüchtet, die in entsetzlichen Qualen hilflos auf den Schienen lagen. Sie sahen ihr Schicksal und vermochten es doch nicht abzuwenden. Während ich mich über sie warf und beide mit meinem Körper deckte, bereit, mit ihnen zu sterben, wenn es sein müsse, stand die Lokomotive plötzlich. Ich hörte das Zischen und Brausen

des Dampfes, der den Ventilen entströmte. Eine Rauchwolke verhüllte uns und eine Stimme rief: »Was ist geschehen? Man hat geschossen. Hallo, Lichter hierher! Menschen auf den Schienen!«

Wir waren gerettet.

9. Kapitel

Der Kondukteur der Midland-Bahn

Kaum war die Gefahr vorüber, bewies Sherlock Holmes wieder die überlegene Ruhe, die sonst sein Wesen beherrschte.

Er richtete sich schnell auf, trat zu dem Lokomotivführer und den Kondukteuren, die herbeigekommen waren, und rief ihnen zu: »Ich bin der Detektiv Sherlock Holmes. Hier liegen zwei Menschen, die von Londoner Verbrechern in den Tunnel gelockt, hier überwältigt und auf die Schienen geworfen wurden.

Es war die Absicht der Banditen, diese beiden Unglücklichen von der Lokomotive zermalmen zu lassen. Ich bitte Sie, meine Herren, helfen Sie mit, diese beiden von den Fesseln zu befreien.«

Natürlich waren alle Hände bereit, Hilfe zu leisten, und bald waren Lord Canbury und Harry von ihren Knebeln und Fesseln befreit.

Der Lord fiel schluchzend vor Erregung dem Detektiv um den Hals und nannte ihn seinen Lebensretter.

»Nur keine Zeit verlieren, Mylord«, antwortete Sherlock Holmes. »Für Danksagungen haben wir später Zeit. Wir müs-

sen schnell und energisch handeln. Wir müssen sofort die Spur der Verbrecher verfolgen – niemals stand unsere Sache günstiger als jetzt. Schnell, Mylord! Händigen Sie den braven Leuten ein paar Pfundnoten ein und lassen Sie uns dann gehen.«

»Pfundnoten?«, versetzte der Lord wehmütig lächelnd. »Sie vergessen, dass man mich vollständig ausgeplündert hat. Meine Brieftasche mit 5.000 Pfund Sterling, meine Uhr, meine Ringe. Alles haben mir die Schurken gestohlen.«

Sherlock Holmes konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen.

»Habe ich Ihnen nicht gesagt, dass der Tunnel bei der Finchley Road ein verdammt windiger Punkt ist? Doch, ich will einstweilen für Sie eine Belohnung an die braven Leute übergeben.«

Er zog ein Bündel Banknoten aus dem Futter seiner Weste und gab es dem Lokomotivführer und den Kondukteuren, die sich herzlich dafür bedankten.

»Schnell wieder auf eure Posten!«, rief der Zugführer, »denn der Zug hat schon eine Verspätung von fünf Minuten.«

»Möchten Sie einsteigen, Sir?«, fragte er dann Sherlock Holmes, »Sie kommen auf diese Weise am besten aus dem Tunnel heraus.«

»Ein vorzüglicher Gedanke«, entgegnete Sherlock Holmes. »Dürfen wir auf der Lokomotive Platz nehmen?«

»Nur schnell, schnell«, drängte der Lokomotivführer und sprang selbst auf die Maschine.

Sherlock Holmes, der Lord und Harry, der indessen seinem Körper durch allerlei turnerische Übungen die alte Geschmeidigkeit verschafft hatte, bestiegen ebenfalls die Lokomotive. Sogleich setzte sich der Zug in Bewegung und dampfte lang-

sam aus dem Tunnel hinaus.

Sherlock Holmes ergriff Harrys Arm, zog seinen Gehilfen dicht an sich heran und sagte: »Schnell, schildere mir mit kurzen Worten, wie alles gekommen ist.«

»Ganz kurz«, gab Harry zur Antwort. »Ich konnte nicht verhindern, dass Lord Canbury sich von dem Jäger in den Tunnel hineinlocken ließ.«

»Von einem Jäger?«

»Ja, von einem jungen Mann, der wie ein Jäger gekleidet war.«

»Schwarze Haare, ein wenig jüdisch aussehend?«, fragte Sherlock Holmes hastig.

»Ganz recht. Kennen Sie ihn, Mr. Sherlock Holmes?«

»Ich kenne diesen Burschen, seit er in Kniehosen herumgesprungen ist und den Grundstein für seinen späteren Lebensweg legte, indem er den Obstfrauen heimlich Birnen und Pflaumen aus dem Korb stahl. Es ist Nat Bunker gewesen.«

Mit diesem schritten wir also in den Tunnel hinein. Ich ging hinter dem Fremden, und zwar mit einer Büchse bewaffnet, die mir der Jäger anvertraut hatte – das heißt, ich verstellte den Schneemann.«

»Ich verstehe«, sagte der Detektiv. »Mir scheint, bis dahin hast du deine Sache gut gemacht.«

»Ich hätte sie auch weiter gut gemacht, wenn ich mich nicht durch die Büchse hätte überlisten lassen. Mir scheint nämlich, der Jäger hatte wirklich die Absicht, mich mit dem Lord in den Tunnel hinein zu locken.«

»Woraus schließt du das, Harry?«

»Aus einem Umstand, den ich euch sogleich berichten will, Mr. Sherlock Holmes.

Als wir etwa bis zur Mitte des Tunnels gekommen waren – ich war ungefähr 30 Schritte hinter dem Lord und dem Fremden – packte plötzlich der Jäger den Lord an der Kehle. Sie rangen miteinander und fielen nieder, sodass der Jäger auf dem Lord zu liegen kam. Da riss ich die Büchse an die Wange – ich hatte mich vorher überzeugt, dass sie geladen war – und gab einen Schuss ab. Da ich aus einer Entfernung von ungefähr zehn Schritten losdrückte, rechnete ich damit, dass meine Kugel den Kopf des Jägers zerschmettern würde.«

»Diesen Schuss habe ich gehört«, bestätigte Sherlock Holmes.

»Ja, wenn es nur ein wirklicher Schuss gewesen wäre«, klagte Harry, »aber darin hatte ja die List der Schurken bestanden – es war ein blinder Schuss.

Kaum hatte ich geschossen, sprangen zwei Männer aus dem Hinterhalt auf mich zu. Einer packte mich von hinten und hielt mir die Arme so fest am Körper, dass ich sie nicht bewegen konnte.

Inzwischen band mir ein anderer die Füße, ich wurde niedergeworfen und sie verfuhrten mit mir genauso wie mit dem Lord. Wir wurden geknebelt und gefesselt auf die Schienen gelegt.«

»Und Sie, Mylord«, wandte sich Sherlock Holmes an Canbury, »haben Sie die Burschen ausgeplündert?«

»Ganz und gar«, versetzte der Lord.

»Haben Sie keinen von den Räubern erkannt, Mylord? Waren Ihnen alle fremd? Erinnern Sie sich nicht, einen oder den anderen vorher gesehen zu haben?«

»Der Jäger war mir fremd«, gab der Lord zur Antwort, »die anderen hatten geschwärtzte Gesichter. Aber soweit ich unterscheiden konnte, musste einer der Banditen ein noch sehr jun-

ger Mann gewesen sein.«

»Harry, was hast du getan, als du auf den Schienen lagst? Ich gebe zu, du konntest dich nicht rühren und keinen Laut von dir geben, denn du trugst einen Knebel im Mund. Aber hoffentlich hast du nicht vergessen, dass du Augen hast. Die hat man dir doch nicht verbunden?«

»Ganz recht, Mr. Sherlock Holmes, und ich machte von meinen Augen Gebrauch, so gut ich es vermochte. Einer der Schurken trug eine Laterne, berichtete Harry Taxon. Diese wurde aber immer so gehalten, dass ihr Schein nicht zur Finchley Road hinüberfallen konnte, sondern auf die andere Seite fiel.«

»Ah, ganz recht, weil der Lord und du von der Finchley Road gekommen seid und die Banditen nur von dieser Seite eine Unterstützung für den Lord zu fürchten hatten.«

»Was sahst du denn nun bei dem Schein dieser Laterne? Es kommt mir nämlich darauf an, festzustellen, was die Banditen taten, nachdem sie mit euch fertig geworden waren. Flohen sie durch den Tunnel, um auf der anderen Seite desselben wieder hinauszugelangen?«

»Das erwartete ich«, antwortete Harry, »aber es geschah nicht. Ich habe ganz deutlich gesehen, dass der Jäger und seine beiden Begleiter etwa hundert Schritte von der Stelle entfernt stehen blieben, an der sie uns niedergelegt hatten, und sich dann möglichst fest an die Tunnelwand drückten.«

»Das weißt du ganz bestimmt, Harry?«

»Ganz bestimmt. In dieser Beziehung kann ich mich nicht irren, denn ich lag so, dass ich in den Tunnel hinein in Richtung Haverstock Hill blicken konnte. Ich weiß ganz genau, dass die drei Teufel nicht aus dem Tunnel hinausgekommen sind.«

»Dachte es mir«, murmelte Sherlock Holmes vergnügt vor sich hin. Da er im Moment seine hageren Finger knacken ließ, schloss Harry Taxon daraus, dass er seinem Herrn und Gebieter eine gute und nützliche Angabe gemacht haben musste.

»Herr Lokomotivführer«, rief Sherlock Holmes dem Beamten zu, der soeben dem Heizer einige Befehle erteilt hatte, »Sie wissen, wer ich bin, und Sie können mir voll vertrauen.«

»Wer kennt in London den Namen Sherlock Holmes nicht?«, gab der Lokomotivführer zur Antwort.

»Sagen Sie mir also, Lokomotivführer, müssen Sie unbedingt in der Finchley Road Station halten?«

»Da halten wir nur, wenn Passagiere vorhanden sind«, versetzte der Lokomotivführer, »und das ist nachts gewöhnlich nicht der Fall. Bei diesem Hundewetter aber sicherlich nicht.«

»Und Ihre nächste Station ist?«

»Watford!«

»Watford. Wie lange fährt man denn von Finchley Road nach Watford?«

»Eine Viertelstunde ohne Unterbrechung.«

– »Gut, Herr Lokomotivführer, dann tun Sie mir den Gefallen und fahren Sie heute durch die Finchley Road Station hindurch, und zwar so schnell, dass es unmöglich ist, auf irgendeine Weise in den Zug zu gelangen.«

»Ich werde es tun, Mr. Sherlock Holmes.«

»Ferner habe ich noch eine andere Bitte. Könnten Sie es möglich machen, dass ich einen Pelz und die Mütze eines Kondukteurs bekomme?«

»Nichts leichter als das«, gab der Lokomotivführer zur Antwort, »der Heizer kann sogleich das Gewünschte herbeiholen. Edi, geben Sie Mr. Sherlock Holmes einen Kondukteurpelz

und eine Mütze. Ich glaube wohl, dass Ihnen kalt ist in den Lumpen, die Sie da tragen.«

Während der Heizer die Lokomotive verließ, um über das Trittbrett bis zum Wagen der Kondukteure zu gelangen, antwortete Sherlock Holmes dem Lokomotivführer lachend: »Ich wünsche den Pelz nicht wegen der Kälte, denn mir ist warm genug. Aber ich hoffe, auf Ihrem Zug einen vorzüglichen Fang zu machen. Ich vermute nämlich stark, dass Sie blinde Passagiere haben. Halten Sie es nicht für möglich, dass Leute im Tunnel aufgesprungen sein können, ohne dass Sie es bemerkt haben?«

»Solche Lumpen«, gab der Lokomotivführer zur Antwort, »gibt es fast in jedem Tunnel. Dort fährt der Zug immer ein wenig langsamer, und da bietet es sich leicht an, ein Coupé zu öffnen und hineinzuspringen. Ich habe aber sogar im Tunnel gehalten, also wäre es umso sicherer möglich gewesen.«

»Umso sicherer«, flüsterte Sherlock Holmes lächelnd vor sich hin. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto glaubhafter scheint es mir, dass das Verbrecher-Kleeblatt, mit dem ich es zu tun habe, auf diese Weise bequem aus London hinauskommen will. In Watford würden sie aussteigen und dort den Zug nehmen, der sie in den Norden Englands bringt.«

Der Heizer war indessen mit Pelz und Mütze zurückgekehrt.

Sherlock Holmes zog ein Tuch hervor, wischte sich die rote und graue Schminke aus dem Gesicht und nahm den falschen grauen Bart ab.

»Haben Sie doch nichts dagegen, Sir?«, fragte er lächelnd den Heizer, während er vom Rand des Kessels mit zwei Fingern Kohlenruß aufschmierte.

»Genug davon vorhanden«, witzelte der Heizer, »bitte, be-

dienen Sie sich nur.«

Sherlock Holmes rieb den Kohlenruß nun vorsichtig auf die untere Partie seines Gesichts, wodurch er das Aussehen eines Menschen erhielt, der sich ein paar Tage lang nicht rasiert hatte.

Dann schwärzte er seine Augenbrauen, indem er mit dem berußten Finger darüber fuhr.

Anschließend drückte er die Dienstmütze tief ins Gesicht, zog den Kondukteurpelz an und schlug den Kragen desselben hoch.

»Harry«, rief Sherlock Holmes seinem Gefährten zu, »sobald der Zug in Watford einfährt, achtest du auf mein Signal. Du stürmst sofort nach dem Coupé, aus dem du den Pfiff hörst. Sie, Lord Canbury, begleiten Harry mit dem geladenen Revolver. Auch der Lokomotivführer und der Heizer beteiligen sich vielleicht an der interessanten Jagd, denn ich verspreche Ihnen, meine Herren, es gibt ein seltenes Wild.«

»Um Gottes willen, fallen Sie nicht!«, rief der Lokomotivführer in diesem Moment, denn er sah, dass Sherlock Holmes von der Lokomotive auf das Laufbrett und dann von einem Coupé zum anderen balancierte.

In diesem Augenblick donnerte der Zug der Midland-Bahn durch die Finchley Road Station, ohne anzuhalten.

Seinem Versprechen gemäß vergrößerte der Lokomotivführer seine Geschwindigkeit beim Passieren der Station.

Sherlock Holmes blickte durch jedes Fenster in das Innere der Coupés. Plötzlich zuckte er leicht zusammen, denn er sah drei Männer in einem der letzten drei Waggons des Zuges sitzen. Einer von ihnen trug Jägerkleidung.

Das aber wäre noch nicht alles gewesen. Sherlock Holmes er-

kannte in dem zweiten dieser Männer jedoch Fred Archer, den Fechtmeister, und in dem dritten eine verkleidete Frau.

»Da haben wir ja alle beieinander«, sagte sich der Detektiv leise. »Fred Archer, Nat Bunker und die Tänzerin Lydie Forster. Jetzt können Sie mir nicht mehr entgehen.«

Im nächsten Moment öffnete er die Coupétür, trat ein und schloss die Tür hinter sich. »Die Fahrkarten, wenn ich bitten darf, meine Herren. Verdammt kalt heute, Gentlemen, und ein miserabler Dienst, bei dem man immer sein Leben riskiert, wenn man über das vereiste Trittbrett balancieren muss.«

»Das will ich glauben, dass das ein miserabler Dienst ist«, erwiderte Fred Archer. »Na, da darf man es nicht darauf ankommen lassen, da muss man einen braven Mann unterstützen. Nehmen Sie hier diese fünf Schilling, die gehören Ihnen.«

»Danke, danke«, antwortete Sherlock Holmes und schob das Silbergeld, das ihm Archer gegeben hatte, in dieselbe Manteltasche, in der er seinen Revolver trug.

»Aber nun möchte ich nochmals um die Karten bitten, denn wir werden bald in Watford eintreffen und vor Watford muss die gesamte Kontrolle durchgeführt sein.«

Fred Archer hatte darauf gerechnet, dass das Geschenk von fünf Schilling den Kondukteur gefügig machen würde und dieser nicht mehr auf das Vorzeigen der Fahrkarten bestehen würde.

Denn über Fahrkarten verfügten sie dummerweise nicht. Das war das Loch in ihrem Register: Sie hatten vergessen, in Haverstock Hill Fahrkarten zu lösen.

Vielleicht war auch ihr Entschluss, mit dem Zug der Midland-Bahn aus London zu entkommen, erst plötzlich in ihnen entstanden. Jedenfalls befanden sie sich nun dem Kondukteur

gegenüber in Verlegenheit, denn sie konnten ihre Fahrkarten nicht vorzeigen.

»Sie haben also keine Fahrkarten?«, rief Sherlock Holmes. »Ja, das ist fatal, davon muss ich Anzeige machen.«

»Mensch, es kommt uns nicht auf die paar Pence an, welche die Fahrkarten kosten«, rief Lydie Förster, »aber der Zug wäre uns in Haverstock Hill vor der Nase weggefahren, wenn wir uns mit dem Lösen der Fahrkarten versäumt hätten. Hier, nehmen Sie die fünf Schilling und holen Sie uns die Karten.«

Wieder schob Sherlock Holmes das empfangene Geld ruhig in die Tasche, dann setzte er sich Fred Archer gegenüber und sagte: »Ja, wenn nur der Perronwächter in Watford nicht wäre. Der wird aber nochmals von den Herren die Karten fordern.«

»Lässt sich denn da nichts machen?«

»Nun, weil die Herren so freigebig waren, will ich auch etwas für Sie tun.

Ich werde mit Ihnen in Watford aussteigen und Sie an dem Perronwächter, der mein Freund ist, vorbeiführen.«

»Alles klar, mein Freund. Kommen Sie einfach mit, wenn wir in Watford aussteigen.«

»Nein, wenn Sie erlauben, bleibe ich gleich hier«, antwortete Sherlock Holmes. »Wir sind gleich in Watford, nur noch ein paar Minuten. Da lohnt es sich nicht, erst auszusteigen.«

»Nehmen Sie eine Zigarre, rauchen Sie?«, fragte Nat Bunker und reichte Sherlock Holmes eine Zigarre.

Auch dafür dankte Sherlock Holmes, steckte die Zigarre jedoch in seinen Pelz und sagte: »Die hebe ich mir für den nächsten Sonntag auf. Es ist gewiss ein sehr feines Kraut.«

Vielleicht hat er mich erkannt, dachte der Detektiv, und will mich durch diese Zigarre einschläfern.

Der Zug fuhr mit geminderter Geschwindigkeit. Nun hörte man das Zischen des Dampfes, der den Ventilen entströmte. Dann stand der Zug plötzlich und draußen ertönten mehrere Rufe: »Watford – Watford!«

Sherlock Holmes hatte mit einem schnellen Blick bemerkt, dass auf der rechten Seite die hohen Mauern der Bahnhofshalle emporstiegen und dass der Zug so nah an derselben stand, dass eine Flucht der Verbrecher unmöglich war.

Er öffnete die Tür und sagte: »So, meine Herren, da wären wir in Watford. Und jetzt will ich Ihnen eine neue Fahrkarte besorgen, mit der können Sie direkt nach Newgates Zuchthaus fahren!«

Während er diese letzten Worte sprach, schwang sich Sherlock Holmes aus dem Coupé. Dann blieb er dicht vor dem Eingang stehen und zog blitzschnell zwei Revolver aus den Taschen seines Pelzes, die er auf die Verbrecher richtete.

Zugleich ließ er drei gellende Pfiffe ertönen – das Signal.

»Zurück, oder ich schieße!«, donnerte er, als Fred Archer mit einem wilden Fluch ein Dolchmesser aus der Tasche riss und sich auf ihn stürzen wollte. »Schufte, ich bin Sherlock Holmes, und ihr befindet euch in meiner Gewalt!«

»Verloren – verspielt!«, rief Fred Archer.

Im selben Moment brach der Fechtmeister sterbend zusammen. Er hatte sich mit dem Dolchmesser bis zum Heft ins Herz gestoßen.

Nat Bunker und die Tänzerin Lydie Forster ließen sich ohne Widerstand fesseln, denn inzwischen waren auch Harry Taxon, der Lord und das Personal des Zuges herbeigeeilt. Die Verbrecher sahen ein, dass jeder Widerstand Wahnsinn gewesen wäre.

Sherlock Holmes durchsuchte sofort die Leiche Archers und fand nicht nur die 5000 Pfund Sterling, die dieser dem Lord geraubt hatte, sondern auch alle Kleinodien des Lords. Von größter Bedeutung war jedoch, dass Holmes den berühmten Kanari Brillant fand.

Diesen hatte Archer in einem kleinen, ledernen Söckchen auf der Brust getragen.

»Das ist recht verdrießlich«, dachte Sherlock Holmes, als er den Brillant vor den Augen des Lords auf der Brust des toten Archers fand. »Denn Lord Canbury wird durch diesen Umstand wahrscheinlich in seinem Argwohn bestärkt, dass zwischen seiner jungen, schönen Frau und dem Schurken Beziehungen bestanden hätten. Da wäre es am besten, dem Lord reinen Wein einzuschenken.«

Während Sherlock Holmes in Begleitung des Lords und Harrys seine beiden Gefangenen in einem Wagen von Watford aus nach London transportierte, erzählte der Detektiv dem Lord mit rückhaltloser Offenheit, wie es zu dem Raub des Kanari Brillanten gekommen war.

»Sie besitzen eine Frau, die Sie liebt und vergöttert, Lord Canbury«, schloss der Detektiv seine Darstellung, »denn ihre harmlose Mädchenschwärmerei werden Sie Lady Diana schwerlich als Verbrechen anrechnen wollen.«

»Ich glaube Ihnen, Mr. Sherlock Holmes«, sprach der Lord und drückte dem Detektiv herzlich die Hand, »ich glaube meiner teuren Frau, und ich schäme mich, dass ich jemals an Lady Diana zweifelte.«

»Jetzt bleibt nur noch ein Punkt aufzuklären«, sagte Sherlock Holmes. »Aber ich hoffe, Nat Bunker wird so vernünftig sein und mir alles sagen, was er weiß. Ich werde mich auch dann

während des Prozesses dafür revanchieren.

He Nat, sagt einmal, auf welche Weise habt Ihr denn erfahren, dass der Kanari Brillant sich in meiner Wohnung befände?«

Nat Bunker lächelte.

»Wir hatten keine Ahnung, dass der Brillant bei Ihnen sei, aber wir wussten, dass Sie mit Ihrem Gehilfen den Einbruch in der Wohnung Fred Archers unternommen hatten. Archer wollte nur den Brief zurückhaben, den Sie ihm geraubt hatten. Da ich das Geheimnis Ihres Schreibtisches kannte, vermutete ich sofort, dass Sie einen so wichtigen Brief nirgends anders aufbewahren würden als im rechten vorderen Schreibtischbein.

Ihr könnt euch unser Erstaunen vorstellen, als wir statt des Briefes den Kanari Brillant im Geheimfach fanden.«

»Danke, Nat Bunker«, sprach Sherlock Holmes lachend. »Eure Aufrichtigkeit wird euch zwei Jahre Zuchthaus ersparen. Aber ich bin überzeugt, unsere Lebenswege werden sich später noch öfter kreuzen – hüte dich davor, Nat Bunker.«

Die Tänzerin Lydie Forster, eine schöne, junge Frau, die sich als Mann verkleidet hatte, weinte unaufhörlich und beteuerte beständig ihre Unschuld.

Aber das Gericht glaubte ihr nicht.

Als den Verbrechern drei Monate später der Prozess gemacht wurde, wanderte Nat Bunker für fünf Jahre ins Zuchthaus und die schöne Lydie erhielt ein zweijähriges Engagement in Newgate.

Lord Percy Canbury und seine holde Diana lebten fortan in glücklichster Ehe. Der beste Freund ihres Hauses, dessen Besuch in ihrem Palais jedes Mal einen Freudentag bedeutete,

war Sherlock Holmes.

Der Kanarienbrillant glänzte später noch oft an dem Busen der schönen Lady Diana in seinem unvergleichlichen zitronengelben Schimmer.

Die seltsame Geschichte dieses berühmten Steins hatte Diana in der vornehmen Welt Londons den Namen eingetragen: *Die Lady mit dem Kanarienbrillant*.

Der nächste Band 10 trägt den Titel

Der Mann mit den sieben Frauen